George Sand's
sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

35. Band.

Geschichte meines Lebens.

Zwölfter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1855.

Geschichte meines Lebens

von

George Sand.

Deutsch

von

Claire von Glümer.

Liebe für Andre,
Achtung sich selbst,
Aufrichtigkeit vor Gott.
So ist das Motto des Buches, das ich beginne.

Zwölfter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1855.

Neuntes Kapitel.

Der in den Monstre-Prozeß verflochtene Brief. — Mein zurückgewiesener Entwurf. — Abfall der republikanischen Vertheidiger. — Trélat. — Everard's Rede. — Seine Verurtheilung. — Rückkehr nach Nohant. — Pläne für meine Niederlassung. — Das einsame Haus in Paris. — Karl von Aragon. — Fieschi. — Politische Ansichten meines Sohnes. — Lamennais. — Pierre Leroux. — Ich bekomme das Heimweh. — Das einsame Haus in Bourges. — Everard's Widersprüche. — Ich gehe nach Paris zurück. —

Es handelte sich hauptsächlich darum, den wankenden Muth einer glücklicherweise kleinen Anzahl von Angeklagten, die zu schwanken begannen, zu befestigen. Ich stimmte mit Everard in der Ansicht überein, daß sich weder Furcht noch Ermüdung bei irgend einem Angeklagten zeigen dürfte, möchte das Resultat der Verschiedenheit in den Ansichten und Beweggründen der Vertheidiger sein wie es wolle. Er veranlaßte mich zur Abfassung des berühmten Briefes, der dem Monstre-Prozesse eine noch größere Ausdehnung geben sollte. Es war sein Zweck, das System der Anklage zu verwirren. Die Idee gefiel Armand Carrel, aber zugleich widerstritt sie seiner Vorsicht. Everard, der sonst zuweilen mißtrauisch gegen den nächsten Tag war, nahm sich jedoch kaum Zeit zur Ueberlegung und setzte seinen Plan schnell in's Werk. Er fand meinen Entwurf zu sentimental und

änderte ihn. „Es handelt sich nicht darum den wankenden Glauben durch Predigten zu stärken,“ sagte er, „die Menschen geben nicht so viel auf das Ideale. Man muß sie durch Zorn und Unwillen wieder beleben. Ich werde die Pairskammer heftig angreifen, um die Angeklagten zu exaltiren; ich will überdies die Vertheidiger der Republikaner zur Theilnahme zwingen.“ Ich machte ihm bemerklich, daß die Vertheidiger meinen Entwurf unterschreiben, den seinigen aber zurückweisen würden. „Sie müssen Alle unterschreiben,“ entgegnete er, „und wenn sie es nicht thun, so wird man sie laufen lassen.“

Und in der That man ließ die große Mehrzahl laufen. Es war ein großer Fehler den Abfall zu provociren. Sie waren indessen nicht alle so strafbar, wie Everard glaubte. Es waren Viele dabei, die keine thatsächliche Revolution, sondern nur eine Revolution der Ideen gewünscht, und weder auf Ruhm noch auf einen Nutzen für sich gerechnet hatten. Sie glaubten nur eine Pflicht zu erfüllen, deren Consequenzen ihnen jedoch nicht klar gewesen waren. Ich kenne Mehrere, die ich nicht zu tadeln vermochte, als sie mir die Gründe für ihren Abfall auseinandersetzten.

Man weiß, welche Folgen der Brief hatte. Er wurde der Partei verderblich, deren Zusammenhalt er zerstörte, und er wurde besonders für Everard verderblich, denn er veranlaßte ihn zu einer Rede, die vielen Widerspruch von seiner eignen Partei hervorrief. Er hatte in hochherziger Begeisterung alle Verantwortlichkeit für den von der Pairskammer verurtheilten Brief auf sich genommen und würde

es auch gethan haben, wenn Trélat ihm nicht mit dem Beispiele vorangegangen wäre. Aber Trélat stand als heldenmüthiger Widersacher vor dem Tribunale, vor dem Everard die Widersprüche seines Glaubensbekenntnisses preisgab. Lassen wir Louis Blanc sprechen: . . . „Nach ihm trat Michel (de Bourges) vor. Man kannte schon die hinreißende Gewalt seiner Beredsamkeit und es trat eine erwartungsvolle Stille ein. Er begann mit gehaltener, tiefer Stimme, halb über die Balustrade gebeugt, die ihm als Stütze diente und zuweilen unter dem convulsivischen Drucke seiner Hand erzitterte und hin und her schwankte. Er glich dem Cajus Gracchus, der, wenn er sprach, eines Flötenspielers bedurfte, um seine Beredsamkeit zu zügeln. Indessen war Michel weder so kühn noch so schrecklich wie Trélat. Er vertheidigte sich, was Trélat verschmäht hatte, und seine Angriffe gegen den Gerichtshof waren nicht ganz ohne Schonung. Er vertrat den Inhalt des Briefes, aber er schien geneigt, die Form preis zu geben, und er erkannte an, daß er jetzt, nach dem zu urtheilen, was er seit drei Tagen gesehen, die Pairskammer für besser halte als ihre Institutionen. Im Uebrigen und in Allem, was den Grund des Prozesses betraf, blieb er unbeugsam."

Ich werde mir nur ein Wort gegen diese vortreffliche Beurtheilung erlauben. Meiner Ansicht nach vertheidigte sich Everard nicht und ich leide noch bei dem Gedanken, daß, wenn er die Form seiner Herausforderung preisgab, dies vielleicht unter dem Einflusse der Kritik geschah, die ich über diese Form ausgesprochen hatte. Ich fand und erlaubte mir zu sagen, daß der Hauptfehler seiner Partei in der Rauheit

der Sprache und dem herben Tone ihrer Diskussionen lag. Man kehrte zu sehr zu dem Vokabulär aus der rohesten Zeit der Revolution zurück, man that es mit Absicht, ohne zu bedenken, daß eine Auswahl von Ausdrücken, die ganz den Stempel ihrer Zeit trugen, vierzig Jahr später gezwungen und deshalb sehr schwach erscheinen muß. Ich bewunderte die Originalität in Everard's Redeweise, eben weil sie den Dingen aus der Vergangenheit Farbe und eine neue Physiognomie gab. Er fühlte wohl, daß darinnen seine Macht lag und lachte von ganzem Herzen über die alten Formeln und banalen Deklamationen; aber wenn er schrieb, brauchte er sie oft ohne es zu bemerken. Wenn ich ihn darauf aufmerksam machte, so gab er es gewöhnlich mit großer Bescheidenheit zu. Auch bei der Abfassung des Briefes waren wir nicht einer Meinung gewesen. Er hatte seine Ausdrucksweise vertheidigt und festgehalten, aber er hörte seitdem, daß auch Andere sie tadelten, und nun wurde sie ihm widerwärtig. Der Künstler in ihm dominirte zuweilen den Parteimann — er hätte gewünscht, daß ein Schriftstück, welches bestimmt war so viel Aufsehen zu erregen, ein Meisterstück an Geschmack und Beredsamkeit gewesen wäre. In solcher Form würde man es allerdings nicht verurtheilt haben und es hätte seinen Zweck nicht erreicht.

In der isolirten Stellung, welche Everard jetzt einnahm, war dieser Zweck auch nicht zu erreichen, aber der Redner sah sich auch nicht mehr gezwungen jedes Wort seines Briefes zu vertheidigen. Von dem Augenblicke an, wo derselbe nicht von einer ganzen Partei, sondern von ihm allein unterschrieben war, wurde er wieder seine eigne, nur

ihm zugehörige Arbeit und vielleicht fand er es darum passender, nicht hartnäckig daran fest zu halten.

Ich habe die Rede nicht gehört, denn ich hatte nur der Sitzung vom 20. Mai beigewohnt. Nichts ist flüchtiger als eine Rede, denn die Stenographie, die das Wort aufbewahrt, bewahrt doch nicht immer den Geist. Man müßte die Betonung stenographiren und die Physiognomie des Redners photographiren können, um alle Nuancen seiner Gedanken und jede Wendung seiner Improvisation zu verstehen. Everard bereitete niemals eine politische Rede vor, er folgte der Eingebung des Augenblicks und in der nervösen Exaltation, die sein Talent dominirte, während sie dasselbe zu gleicher Zeit nährte, war er nicht immer Herr seiner Worte. Es war nicht das erste Mal, daß man ihm das Hervorbrechenlassen seiner Gedanken vorwarf und daß man dieselben für bedeutungsvoller und überlegter hielt, als sie waren.

Wie dem aber auch sei, diese Rede, nach der man ihn mit einer heftigen Halsentzündung nach Hause brachte, schuf ihm zahlreiche Widersacher unter den eignen Glaubensgenossen. Everard hatte in den stürmischen Berathungen seiner Partei die Eigenliebe Vieler verletzt. Er hatte Diejenigen gegen sich, die ihm grollten, und selbst das strenge Urtheil der Unparteiischen. „War es denn der Mühe werth," sagte man, „die Meinung Derer mit so viel Hartnäckigkeit zu bekämpfen, die das System der Vertheidigung befolgen wollten, um sich endlich ganz allein einer Handlung wegen zu vertheidigen, die aus gemeinsamer Absicht hervorging?"

Aber gerade dadurch, daß die Sache keine gemeinschaftliche mehr war, sah sich Everard unglücklicherweise veran=

laßt, sie preiszugeben. Lag nicht etwas Großes und Naives in der Bescheidenheit, mit der er bekannte, daß er nicht durch persönlichen Haß oder Groll geleitet werde? Und war seine Rede denn demüthig, als er rief: „Wenn ich zu einer Geldbuße verurtheilt werde, so stelle ich mein Vermögen zur Verfügung des Fiskus und werde mich glücklich schätzen, das, was ich durch meinen Beruf erworben habe, der Vertheidigung der Angeklagten zu weihen. Wenn mich das Gefängniß erwartet, so werde ich mich an das Wort des Republikaners erinnern, der in Utika starb: Es ist mir lieber im Gefängnisse zu sein, als hier zu sitzen an deiner Seite, Cäsar!"

Das Erkenntniß, welches Trélat zu drei Jahr Gefängniß und Michel nur zu einem Monat verurtheilte, gab ebenfalls Veranlassung zu feindseligen Auslegungen. Michel war eifersüchtig auf Trélat's Gefängnißstrafe, aber nicht auf die Ehre, die für diesen daraus hervorging. Er verehrte den edeln Charakter Trélat's und die Parallele, die man zwischen den Beiden zum Nachtheile des Einen zog, verminderte die Zärtlichkeit und Verehrung nicht, die sie für einander fühlten. „Trélat ist ein Heiliger," sagte Michel, „er ist mehr werth, als ich." Das war allerdings wahr, aber um das unter solchen Umständen mit aufrichtigem Herzen sagen zu können, muß man selbst noch sehr groß sein.

Everard wurde sehr krank. Zum Beweise, daß er dem Tribunal nicht so angenehm war, wie viele seiner Feinde behaupteten, mag der Umstand dienen, daß man sehr rücksichtslos gegen ihn verfuhr und ihn zwingen wollte, sich todt oder lebend in's Gefängniß bringen zu lassen. Ich legte

ohne sein Wissen eine Reklamation bei Herrn Pasquier für ihn ein, und dieser versprach einen verpflichteten Arzt zu ihm schicken zu lassen, um meine Angaben zu constatiren.

Dieser Arzt bereitete die Untersuchung Everard's in verletzender Weise vor. Er stellte sich, als halte er die Krankheit nur für fingirt und den von mir verlangten Aufschub für eine Gefahr. Es fehlte wenig, so hätte Everard meine Bemühungen vereitelt, denn kaum bemerkte er das mißtrauische Wesen des Arztes, als er heftig erwiderte, er sei nicht krank und wolle sich nicht untersuchen lassen. Indessen erreichte ich es doch, daß sein Puls untersucht wurde, und das Fieber war in der That so heftig, daß der monarchische Aeskulap sogleich sanfter wurde und sich vielleicht der wohlfeilen und ziemlich albernen Beleidigung schämte; denn wer würde wohl einer einmonatlichen Gefängnißstrafe wegen fliehen? Ich sah bei dieser Gelegenheit, in welcher Weise man die Republikaner provocirte, und konnte mir einen Begriff von dem Systeme machen, das man in den Gefängnissen befolgte, um die Gefangnen zum Zorn und zur Revolte zu reizen, um dann das Vergnügen zu haben sie zu bestrafen.

Sobald Everard hergestellt war, reiste ich mit meiner Tochter nach Nohant ab. Everard sollte, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, seine Strafe erst im November verbüßen. Vielleicht verstattete man ihm diesen Aufschub im Interesse seiner Clienten.

Dieses Mal war mein Aufenthalt in Nohant unangenehm und schwierig. Ich mußte meine ganze Willenskraft aufbieten, um die Verhältnisse nicht noch zu verschlimmern. Meine Gegenwart war störend. Meinen Freunden that

es leid, diese Bemerkung bestätigen zu müssen, und selbst die, welche sich bemühten mir meine Häuslichkeit widerwärtig zu machen, d. h. mein Bruder und ein Andrer, fühlten, daß meine Stellung nicht haltbar sei, und dachten an ein andres Arrangement.

Ich erhielt für mich und meine Tochter eine Pension von dreitausend Francs. Das war sehr wenig, denn meine Arbeit brachte noch nicht viel ein und hing von Zufälligkeiten und meinem Gesundheitszustande ab. Die Existenz von dieser Summe war indessen doch möglich, wenn ich jährlich sechs Monate in Nohant lebte und in dieser Zeit fünfzehnhundert Francs zurücklegen konnte, die zur Erziehung meiner Tochter nöthig waren. Wenn mir Nohant verschlossen war, wurde aber meine Existenz unsicher und das Gewissen meines Mannes konnte dabei unmöglich ruhig bleiben.

Er sah das auch ein. Mein Bruder drang in ihn, mir jährlich sechstausend Francs zu geben. Es blieben ihm, außer seinem eignen Vermögen, dann noch immer ziemlich zehntausend Francs. Davon konnte er in Nohant leben, besonders da er allein zu leben wünschte. Dudevant war auf den Vorschlag eingegangen und hatte versprochen, meine Pension zu verdoppeln, aber als es zur Erfüllung seines Versprechens kam, erklärte er mir, daß er mit dem, was ihm dann bliebe, in Nohant nicht bestehen könne. Es wurden nun einige Erklärungen und meine Unterschrift nöthig, um ihn aus der finanziellen Verlegenheit zu retten, in die er sich gestürzt hatte. Er hatte einen Theil seines kleinen Erbes schlecht angelegt und besaß nichts mehr davon. Er hatte Ländereien gekauft, die er nicht bezahlen konnte, und war

nun verdrießlich und unruhig. Als ich meine Unterschrift gegeben hatte, gingen die Sachen doch nicht besser, wie er sagte. Auch er hatte das Problem nicht lösen können, das er mir einige Jahre vorher aufgegeben hatte; seine Ausgaben überstiegen die Einnahmen. Der Keller allein verschlang eine große Summe und übrigens bestahlen ihn die Domestiken, die dazu nur zu sehr berechtigt waren. Ich glaubte ihm einen eben so großen Dienst zu erzeigen als mir und wies ihm mehrere offenbare Betrügereien nach; aber er wußte mir das schlechten Dank. Er war wie Friedrich der Große, er wollte nur von diebischem Gesindel bedient sein. Er verbot mir, mich in seine Angelegenheiten zu mischen, seine Verwaltung zu kritisiren und seinen Leuten Befehle zu geben. Es schien mir, als wäre das Alles auch ein wenig mein Eigenthum, denn er gestand, daß er nichts mehr besitze; aber ich beschloß zu schweigen und zu warten, bis er selbst die Augen öffnen würde.

Das geschah auch bald. Eines Tages, als ihn seine Umgebung anekelte, sagte er mir, Nohant ruinire ihn, das Leben daselbst behage ihm nicht mehr, er sei der Vergnügungen überdrüßig, die er hier fände, und willigte ein mir die Benutzung und Erhaltung des Gutes zu überlassen. Er wollte in Paris oder im südlichen Frankreich von dem Reste unsrer Revenüen leben, die sich nach seiner Schätzung noch auf etwa siebentausend Francs beliefen. Ich nahm das an. Er setzte unsere Uebereinkunft auf und ich unterschrieb den Contrakt ohne die geringste Einwendung; aber am andern Morgen zeigte er so viel Reue und Mißvergnügen, daß ich nach Paris abreiste, ihm den zerrissenen Contrakt zurückließ

und beschloß mein Schicksal von der Vorsehung des Künstlers, der Arbeit, abhängig zu machen.

Dies war im April vorgegangen. Meine Reise nach Nohant im Juli verbesserte nichts. Dudevant bestand darauf, Nohant zu verlassen, und die Idee befestigte sich noch mehr bei ihm, als ich zurückkehrte; da er indessen immer zugleich Widerwillen gegen die Ausführung seines Planes zeigte, so ging ich abermals nach Paris zurück, ohne ihn zu einem Entschlusse zu treiben.

Everard war nach Bourges zurückgekehrt und ich lebte einige Zeit in Paris ganz verborgen. Ich wollte einen Roman schreiben und da die Hitze in meiner Mansarde auf dem Quai Malaquais unerträglich war, so fand ich Mittel, mich in einem ziemlich sonderbaren Atelier einzurichten. Die Parterrezimmer des Hauses wurden nämlich reparirt und man hatte die Arbeit, ich weiß nicht aus welchem Grunde, aufgeschoben. Die weiten, schönen Räume waren mit Steinen und Bauholz angefüllt, die Thüren, die nach dem Garten führten, ausgehoben, der Garten selbst aber war geschlossen und erwartete ebenfalls eine gänzliche Umgestaltung. Ich genoß dort also eine vollständige Einsamkeit, Schatten, Luft und Kühle. Ich ließ mir vom Tischler eine Art kleines Bureau bauen, das für mein weniges Geräth hinreichend war, und verlebte hier die ruhigsten Tage, die man sich denken konnte, denn Niemand wußte, wo ich war, als der Portier, der mir den Schlüssel gegeben hatte, und meine Kammerjungfer, die mir die Briefe und das Frühstück brachte. Ich verließ meinen Fuchsbau nur, um meine Kinder in ihrer

Pension zu besuchen. Solange hatte ich zu den Fräulein Martins zurückgebracht.

Ich glaube, daß alle Welt, wie ich, mit Wonne die wenigen und kurzen Momente genießt, wo die äußern Verhältnisse sich so gestalten, daß sie uns nicht beunruhigen und stören. Die kleinste Ecke wird uns dann zum freiwillig gesuchten Gefängniß, welches in unsern Augen, mag es sein wie es will, einen Reiz gewinnt, der dem angenehmen Gefühle entspringt, die freie Verfügung unsrer Zeit und unsrer selbst erobert zu haben. In diesen öden Mauern, die bald wieder mit Seide und Vergoldungen geschmückt werden sollten, die aber Niemand nach meiner Weise benutzen durfte, gehörte Alles mir. Wenigstens konnte ich mir sagen, daß die künftigen Bewohner vielleicht niemals eine ungestörte Mußestunde darin genießen würden, wie ich sie jeden Tag vom Morgen bis zum Abend genoß. Alles war mein an diesem Orte: der Haufen Breter, der mir als Sitz und Ruhebett diente; die Spinnen, die ihre großen Netze mit so viel Kunst und Umsicht von einer Ecke zur andern spannten; die Mäuse, die mit irgend einer geheimnißvollen, emsigen und genauen Nachsuchung in den Spähnen beschäftigt waren; die Drosseln, die auf die Schwelle kamen, mich plötzlich unbeweglich und mißtrauisch betrachteten und ihren sorglosen und spöttischen Gesang mit einer kurzen, furchtsamen und bizarren Modulation endigten. Ich ging auch zuweilen des Abends in den Garten, nicht um zu schreiben, sondern um die frische Luft zu genießen und auf den Stufen des Perron zu träumen. Disteln und Königskerzen waren aus den Ritzen der Steine emporgeschossen, die durch meine

Gegenwart aufgescheuchten Sperlinge flatterten still und ängstlich durch das Gesträuch und das bis zu mir hereindringende Geräusch, das Geschrei auf den Straßen und das Rollen der Wagen ließ mich nur die Annehmlichkeit der Ruhe und das Glück der Freiheit noch höher schätzen.

Als mein Roman fertig war, öffnete ich meine Thür wieder der kleinen Zahl meiner Freunde. Ich glaube, es war zu jener Zeit, als ich mit Karl Aragon, einem vortrefflichen Menschen und edeln Charakter, bekannt wurde und auch mit Herrn Artaud, einem sehr gelehrten und liebenswürdigen Manne. Meine übrigen Freunde waren Republikaner, aber trotz der bewegten Zeit, in der wir lebten, störte niemals eine politische Diskussion die Eintracht und das gute Einvernehmen in der Mansarde.

Eines Tages besuchte mich Madame Julie Beaune, eine großherzige Frau, die mir sehr theuer war. „Die Stadt ist in Aufregung,“ erzählte sie mir. „Man hat auf Louis Philipp geschossen.“ Es war von Fieschi's Maschine die Rede. Ich wurde sehr unruhig, denn Moritz war mit Karl Aragon zur Gräfin Montijo gegangen, um den König vorüberfahren zu sehen. Ich fürchtete, daß sie bei ihrer Rückkehr in einen Volksauflauf gerathen möchten; aber als ich ihnen eben entgegengehen wollte, brachte mir Aragon meinen Gymnasiasten gesund und wohl nach Hause. Während ich den Ersteren über das Ereigniß befragte, erzählte mir der Andere von einem reizenden kleinen Mädchen, mit dem er über Politik gesprochen haben wollte. Es war die zukünftige Kaiserin der Franzosen. Dabei erinnere ich mich an eine andere Geschichte von Moritz. Er schrieb mir ein Jahr

später: „Montpensier (der junge Prinz befand sich im College Henri IV.) hat mich, trotz meiner politischen Ansichten, zum Ball eingeladen. Ich habe mich sehr gut amusirt. Er hat uns veranlaßt mit ihm auf die Köpfe der Nationalgardisten zu spucken.“ *)

Im Laufe dieses Jahres näherte ich mich mit aller Bescheidenheit den beiden größten Geistern unsres Jahrhunderts, Lamennais und Pierre Leroux. Ich hatte mir vorgenommen, jedem dieser berühmten Männer ein langes Kapitel in diesem Buche zu widmen; aber ich darf die Schranken meiner Arbeit nicht beliebig erweitern und möchte zwei so große Themas, wie die ihrer Philosophie, die eine Bedeutung in der Geschichte hat, und ihrer Mission in der Welt der Ideen nicht in der Kürze behandeln. Die gegenwärtige Arbeit ist nur eine ausführliche und weiterausgedehnte Vorrede zu einem Buche, welches später erscheinen wird und in welchem ich mich, da ich dann nicht mehr meine eigne Geschichte in ihrer genauen und langsamen Entwickelung zu verfolgen habe, mit wichtigeren und interessanteren Individualitäten beschäftigen werde, als meine eigne ist.

Ich werde mich also darauf beschränken, nur einige Züge der imposanten Persönlichkeiten aufzuzeichnen, die mir in der Periode meines Lebens begegneten, welche dieses Buch umfaßt, und werde den Eindruck schildern, den sie auf mich machten.

---

*) Der kleine Prinz und seine jungen Gäste befanden sich bei diesem Vergnügen auf einer Gallerie, unter der die Bärenmützen auf- und abgingen.

Ich suchte damals die religiöse und sociale Wahrheit in einer einzigen und untheilbaren Wahrheit. Durch Everard war mir klar geworden, daß diese beiden unzertrennlich sind und einander ergänzen; aber ich sah noch nichts als einen dichten Nebel, der nur von einem goldnen Schimmer des Lichtes angehaucht war, welches er vor meinen Augen verschleierte. Eines Tages, inmitten der Entwickelung des Monstre-Prozesses, veranlaßte Liszt Lamennais, der ihn mit vieler Güte aufgenommen hatte, in meine Poeten-Dachkammer hinauf zu steigen. Der junge Israelit Puzzi, der damals ein Schüler Liszt's war, später unter seinem wahren Namen Herrmann als Musiker auftrat und jetzt Barfüßermönch ist und Bruder Augustin heißt, begleitete sie.

Der kleine, magere, leidende Lamennais hatte nur einen schwachen Lebenshauch in der Brust, aber welchen Strahl von Licht in seinem Antlitze! Seine Nase war für sein schmales Gesicht und seine kleine Figur zu groß. Ohne diese unverhältnißmäßige Nase würde sein Gesicht schön gewesen sein. Das klare Auge sprühte Feuer; die Stirn war gerade und von tiefen Falten, den Zeichen eines eifrigen Willens, durchzogen; der Mund lächelte und das scheinbar in strenge Falten gezogene Gesicht verrieth doch eine sehr bewegliche Physiognomie. Der ganze Kopf trug das charakteristische Gepräge eines der Entsagung, dem Nachdenken und der Ausübung des Lehramtes geweihten Lebens.

Seine ganze Persönlichkeit, seine einfachen Manieren, seine heftigen Bewegungen, sein ungeschicktes Benehmen, seine herzliche Heiterkeit, sein heftiges Widersprechen und seine plötzlich wiederkehrende Leutseligkeit, Alles an ihm,

selbst seine reinliche, aber ärmliche Kleidung und seine blauen Strümpfe verriethen den bretagnischen Landpfarrer.

Man hatte keine lange Bekanntschaft nöthig, Hochachtung und Zuneigung für dieses muthige und reine Herz zu gewinnen. Er zeigte sich sogleich und ganz wie er war, glänzend wie Gold und einfach wie die Natur.

Als ich ihn zuerst sah, war er soeben in Paris angekommen, und trotz der vorgegangnen Veränderungen, trotz eines halben Jahrhunderts der Schmerzen, trat er doch mit allen Illusionen eines Kindes über die Zukunft Frankreichs in die politische Welt. Nach einem dem Studium, der Polemik und der Diskussion gewidmeten Leben verließ er seine Bretagne, um auf der Bresche und mitten im Tumulte der Ereignisse zu sterben, und begann seinen Feldzug voll glorreicher Leiden, indem er den Ruf als Vertheidiger der April-Angeklagten annahm.

Das war schön und brav. Er war von Glauben erfüllt und sprach diesen Glauben bestimmt, mit Klarheit und Wärme aus. Er sprach schön, seine Deduktion war lebhaft, seine Bilder waren glänzend und jedesmal wenn er in einem der Gesichtskreise ausruhte, die er nach und nach durchlief, so befand er sich mit seinem ganzen Wesen, mit seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, mit Kopf und Herzen, Gut und Blut und mit einer bewunderungswürdigen Reinheit und Bravour darin. Er sprach sich dann im vertrauten Kreise mit einer Heftigkeit aus, die durch eine große angeborene Heiterkeit gemildert wurde. Die, welche ihm begegneten, wenn er in Träumereien versunken war, und nichts von ihm sahen, als seine grünen, zuweilen starren Augen

und seine große, wie ein Säbel gebogene Nase, haben sich vor ihm gefürchtet und gesagt, er habe ein diabolisches Aussehen. Wenn sie ihn drei Minuten betrachtet, drei Worte mit ihm gesprochen hätten, so würde es ihnen klar geworden sein, daß man diese Güte schätzen mußte, während man sich vor dieser Macht fürchtete, und daß ihm Alles in großem Maße gegeben war, der Zorn und die Sanftmuth, der Schmerz und die Heiterkeit, der Unwille und die Milde.

Als am Tage nach seinem Tode*) die gerechten und vernünftigen Menschen einen Ueberblick seines Lebens, dieses Lebens voll Arbeit und Schmerzen, gaben, hat man auf seinem noch warmen Grabe ausgesprochen, was die Nachwelt

---

*) Dieser große, während seines Lebens so viel verkannte und verläumdete Mann, der noch auf dem Sterbebette durch Pamphlete insultirt und unter Begleitung der Stadtsoldaten nach dem Armenkirchhofe gebracht wurde, als fürchtete man, daß die Thränen des Volks seinen Leichnam wieder auferwecken könnten, dieser sechszig Jahre lang gekreuzigte Priester des wahren Gottes ist mit Ehre und Verehrung von den einer ernsten Richtung folgenden Schriftstellern zur Erde bestattet worden. Wenn ich meinestheils die Ehre haben werde, ihm einen vollständigern Tribut darzubringen, als den gegenwärtigen, nur einige Seiten umfassenden, werde ich das nicht besser zu thun vermögen, als es Herr Paulin Limayrac, und einige Zeit vor dem Tode des Meisters Herr Alexander Dumas gethan hat. Dieses Kapitel in den Memoiren des Verfassers von Antony ist wunderschön und liefert den Beweis, daß das Genie Alles berühren kann und daß der fruchtbare Romanschreiber, der dramatische und lyrische Dichter, der heitere Kritiker und der phantasiereiche Künstler, kurz alle Menschen, die in Alexander Dumas enthalten sind, den philosophischen Schriftsteller nicht verhindert haben, sich in ihm zu entwickeln und sich bei Gelegenheit mit gleicher Macht zu zeigen.

wiederholen wird: daß dieser große Denker in allen Phasen seiner Entwickelung, wenn nicht vollkommen logisch, doch bewunderungswürdig logisch gewesen ist. Was die zuweilen überraschte, aber ernst strebende Kritik, deren Gesichtspunkt im Augenblicke etwas beschränkt war, Evolutionen des Genies genannt hat, war nichts als der göttliche Fortschritt eines Geistes, der in den Banden des Glaubens einer frühern Zeit erblüht und von der Vorsehung verurtheilt war, diese Bande, trotz aller Schwierigkeiten, durch eine Logik zu erweitern und zu zerbrechen, die mächtiger war, als die der Schulen, durch die Logik des Gefühls.

Davon wurde ich besonders überzeugt, wenn ich eine Viertelstunde sein zugleich naives und tiefsinniges Gespräch mit anhörte. Vergebens versuchte Sainte-Beuve in seinem reizenden Briefe und geistreichen Gesprächen mich auf die Inkonsequenzen des Verfassers des Essai sur l'indifférence aufmerksam zu machen. Sainte-Beuve schien damals die Synthese seines Jahrhunderts nicht anzuerkennen; aber er war dennoch ihrem Laufe gefolgt und hatte den Flug Lamennais' bis zu den Protestationen der „Zukunft" bewundert. Als er ihn an der Politik der Thaten theilnehmen sah, berührte es ihn unangenehm, diesen erhabenen Namen in Gemeinschaft mit soviel andern Namen zu erblicken, die gegen seinen Glauben und seine Lehre zu streiten schienen.

Sainte-Beuve beleuchtete und tadelte den Widerspruch dieser Handlungsweise mit seinem gewöhnlichen Talente, aber es genügte, dem Eremiten von la Chenaie ins Gesicht zu schauen, ihn mit den Augen der Seele anzusehen und mit dem Herzen anzuhören, um zu fühlen, daß diese Kritik

nur den Schein richtete. Man fühlte dann unwillkürlich, was in dieser reinen Seele und in diesem Herzen vorging, das die Gerechtigkeit und Wahrheit bis zur Leidenschaft liebte. Es war ein Gemisch von absolutem Dogmatismus und ungestümen Gefühlsleben in ihm. — Lamennais verließ eine erforschte Welt niemals durch die Pforte des Stolzes, der Laune und der Neugier. Nein, er wurde daraus vertrieben durch die höchsten Regungen verletzter Zärtlichkeit, tiefen Mitleids und zornerfüllter Nächstenliebe. Sein Herz sagte dann wahrscheinlich zu seiner Vernunft: „Du hast geglaubt das Rechte gefunden zu haben. Du hattest dieses Allerheiligste entdeckt und glaubtest für immer darin bleiben zu können. Du forschtest nicht darüber hinaus, sondern hattest Deinen Sitz zurecht gemacht, die Vorhänge zugezogen und die Thür verschlossen. Du meintest es ernst und häuftest, um Dich in dem, was Du für gut und wahr hieltest, zu befestigen wie in einer Citadelle, auf Deiner Schwelle alle Argumente der Wissenschaft und Dialektik. — Nun wohl, Du hattest Dich geirrt! Denn es wohnten Schlangen bei Dir, ohne daß Du es wußtest. Sie hatten sich kalt und stumm unter den Altar geschlichen und jetzt da sie sich erwärmt haben, zischen sie und erheben den Kopf. Laß uns fliehen, dieser Ort ist verflucht und die Wahrheit würde darin profanirt werden. Laß uns unsere Laren, unsere Arbeit, unsere Entdeckungen und unsern Glauben weiter tragen; aber wir wollen weiter gehen, wollen höher steigen und den Geistern folgen, die sich erheben, indem sie ihre Ketten zerbrechen; laß uns ihnen folgen, um ihnen einen neuen Altar zu bauen, um ihnen ein göttliches

Ideal zu erhalten, indem wir ihnen helfen sich von den Banden zu befreien, die sie nachschleppen, und sich von dem Gifte zu heilen, welches sie in diesem schrecklichen Gefängnisse beschmutzt hat."

Und dieses große Herz und diese edelmüthige Vernunft, die einander überall nachgaben, wanderten in Gemeinschaft weiter. Sie bauten zusammen eine schöne, neue, nach allen Regeln der Philosophie aufgeführte Kirche. Und es war wunderbar zu sehen, wie der begeisterte Architekt den Buchstaben seines alten Glaubens dem Geiste seiner neuen Offenbarung zu beugen wußte. Welche Veränderung war in ihm vorgegangen? Seiner Meinung nach keine. Ich habe ihn zu verschiednen Zeiten seines Lebens sagen hören: „Ich glaube nicht, daß irgend Jemand mir beweisen könnte, daß ich heute nicht noch ein eben so orthodoxer Katholik bin, wie ich war, als ich l'Essai sur l'indifférence schrieb." Und er hatte für seinen Theil recht. Zur Zeit als er das Buch herausgab, hatte er noch nicht den Papst neben dem Czaren stehen sehen, um die Opfer zu segnen. Wenn er es gesehen hätte, so würde er gegen die Ohnmacht des Papstes und gegen die Gleichgültigkeit der Kirche in Bezug auf die Religion protestirt haben. Und was hätte sich im Herzen und Gewissen des Gläubigen verändert? Nichts, in der That. Er verließ niemals sein Prinzip, sondern nur die unvermeidlichen Consequenzen seiner Prinzipien.

Wollen wir nun sagen, daß er wirklich inkonsequent war im täglichen Verkehr, in seinen Neigungen, seiner Leichtgläubigkeit, seinem plötzlichen Mißtrauen und seiner oft un-

vermutheten Rückkehr? Nein, obwohl wir zuweilen gelitten haben durch die Leichtigkeit, mit der er sich dem vorübergehenden Einflusse gewisser Menschen hingab, die seine Zuneigung benutzten, um ihrer Eitelkeit oder ihrer Rachsucht zu fröhnen, so werden wir diese Inkonsequenzen doch nicht für wirkliche Inkonsequenzen ansehen, denn sie kamen nicht aus seinem Herzen, sondern lagen nur auf der Oberfläche seines Charakters und wurden durch den Thermometer seiner schwächlichen Gesundheit bestimmt. Er war nervös und reizbar und erzürnte sich oft, bevor er überlegt hatte, und sein einziger Fehler bestand darin, daß er oft an ein Unrecht glaubte, welches zu untersuchen er sich nicht Zeit nahm. Aber obgleich er mich mehr als einmal mit Unrecht beschuldigte, ist es mir doch nicht möglich gewesen, den geringsten Zorn gegen ihn festzuhalten. Ich muß gestehen, daß ich eine fast mütterliche nachsichtige Zärtlichkeit für den Greis fühlte, den ich zugleich als einen Apostel meiner Kirche und den Gegenstand der höchsten Verehrung betrachtete. Durch sein Genie und seine Tugend stand er in meinem Himmel, aber in seiner Schwächlichkeit und Verdrießlichkeit, in seinem Schmollen und seinem Mißtrauen erschien er mir wie ein großherziges Kind, zu dem man von Zeit zu Zeit sagen muß: „Nimm Dich in Acht, Du wirst ungerecht. Oeffne doch die Augen!“

Wenn ich einen solchen Mann ein Kind nenne, so geschieht das nicht von der Höhe meiner armen Vernunft, sondern im Grunde meines betrübten Herzens, das ihm über das Grab hinaus treu und mit Liebe ergeben ist. Was giebt es Rührenderes, als einen Mann von diesem Genie,

diesen Kenntnissen und dieser Tugend zu sehen, der in seiner unvergleichlichen Bescheidenheit die Reife des Charakters nicht erreichen kann? Rührt es Euch nicht, wenn Ihr den Löwen durch einen kleinen Hund, den Gefährten seiner Gefangenschaft, beherrscht seht? Lamennais schien seine Kraft nicht zu kennen und ich glaube nicht, daß er eine Ahnung von seiner Bedeutung für seine Zeitgenossen und für die Zukunft hatte. Je mehr sein Begriff von seiner Pflicht, seiner Mission und seinem Ideal sich erweiterte, je mehr war er überzeugt, daß sein inneres und individuelles Leben unwichtig sei. Er hielt es für nichts und überließ es unbedenklich den Einflüssen und den Menschen, die ihn im Augenblicke umgaben. Der unbedeutendste Schulfuchs hätte ihn erschüttern, irre machen und stören können, ja es würde einem solchen möglich gewesen sein ihn zu überreden, daß er die reine Sphäre, in der er sich bewegte, und seine bescheidenen Gewohnheiten verlassen müßte. Er würdigte Jeden einer Antwort, fragte die Unbedeutendsten um Rath, disputirte mit ihnen und hörte ihnen mit der naiven Bewunderung zu, die ein Schüler für seinen Lehrer hat.

Aus dieser rührenden Schwäche und dieser unbeschreiblichen Demuth entstanden indessen zuweilen Mißverständnisse, unter denen seine wahren Freunde litten. In Bezug auf mich kann ich nur sagen, daß sich die Individualität Lamennais' niemals an meine Persönlichkeit, sondern nur an meine sozialen Ansichten stieß. Nachdem er mich vorwärts getrieben hatte, fand er, daß ich zu schnell ging — ich hingegen bemerkte, daß er für meinen Geschmack zu langsam vorwärts schritt. Wir hatten von unsrem Standpunkte aus beide

Recht, obgleich der meinige in den Wolken, der seinige im hellen Sonnenschein war, denn, ich wage es zu sagen, wir standen uns gleich in der Reinheit der Absicht und im guten Willen.

Ich werde die Geschichte der kleinen Spaltungen zwischen ihm und mir an einem andern Orte erzählen, nicht um von mir zu sprechen, sondern um ihn in seiner apostolischen Rauheit und Härte zu zeigen, die durch die höchste Unparteilichkeit und Güte gemildert wurde. Es genügt hier zu sagen, daß er mir vorerst in einigen kurzen, aber inhaltsreichen Gesprächen eine neue Methode der religiösen Philosophie eröffnete, die einen großen Eindruck auf mich machte und mir sehr wohl that, während seine bewunderungswürdigen Schriften der fast erlöschenden Flamme meiner Hoffnung neues Leben gaben.

Auch von Pierre Leroux werde ich für den Augenblick mit derselben Kürze sprechen, und zwar aus dem schon angeführten Grunde. Ich werde, um nicht nur die Hälfte zu sagen, nur soviel erzählen, als zur Erklärung seines Einflusses auf mich nöthig ist.

Es war einige Wochen vor dem April-Prozeß. Planet war in Paris und immer mit der sozialen Frage beschäftigt, obwohl man ihn seines Lieblingswortes wegen verlachte. Er nahm mich bei Seite und bat mich ernst und eindringlich, ihm zur Lösung der socialen Frage behülflich zu sein. Er wollte sich ein Urtheil über die Zeit, die Ereignisse, die Menschen, ja selbst über seinen geliebten Lehrer Everard verschaffen; er wollte über seine eigne Handlungs-

weise, seine eignen Neigungen zu Gericht sitzen, er wünschte mit einem Worte zu wissen, wohin sein Weg führe.

Eines Tages, nachdem wir lange zusammen gesprochen hatten, als ich ihm ganz dieselben Fragen vorlegte, die er von mir beantwortet sehen wollte, und als wir endlich zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß wir das Bindemittel nicht zu finden wußten zwischen der Revolution, die man gemacht hatte, und der, die wir noch hervorbringen wollten, da kam mir ein glücklicher Gedanke.

„Ich habe von Sainte-Beuve gehört," sagte ich, „daß es zwei Menschen gäbe, deren ausgezeichneter Verstand das Problem in einer Weise beleuchtet und erforscht hätte, die meinen Wünschen entspräche und meine Zweifel und Sorgen beschwichtigen würde. Sie waren durch die Macht der Verhältnisse und den Drang der Zeit weiter vorgeschritten als Lamennais, da sie nicht wie er durch die Hindernisse des Katholicismus aufgehalten wurden. Sie sind in den wesentlichsten Punkten ihrer Lehre einig, und haben eine Schule um sich versammelt, deren Sympathie den Eifer ihrer Arbeit unterstützt. Diese beiden Männer sind Pierre Leroux und Jean Reynaud." Als Sainte-Beuve sah, wie ich mit den Zweifeln der Lelia rang, rieth er mir bei ihnen Licht zu suchen, und erbot sich mir diese weisen Aerzte des Geistes zuzuführen. Aber ich wollte das nicht, ich wagte es nicht, denn ich bin zu unwissend, um sie zu verstehen, zu dumm, um sie beurtheilen zu können, und zu schüchtern, um ihnen meine innern Zweifel vorzulegen. Indessen findet sich, daß Pierre Leroux ebenfalls sehr schüchtern ist, ich habe ihn gesehen, und würde es mit ihm wohl wagen, aber wie soll ich zu ihm

gelangen, wie ihn einige Stunden fesseln? Wird er uns nicht ins Gesicht lachen, wie die Andern, wenn wir ihm die sociale Frage vorlegen?

„Das lassen Sie meine Sorge sein," sagte Planet, „ich werde es wagen, und wenn er lacht, so soll mir das auch gleichgültig sein, wenn er mich nur belehrt. Schreiben Sie ihm und bitten Sie ihn, einem Ihrer Freunde, einem Müller oder guten Landmann, seinen republikanischen Katechismus in einer zwei- oder dreistündigen Unterredung mitzutheilen. Ich hoffe, daß ich ihn nicht einschüchtern werde, und Sie geben sich das Ansehen, als hörten Sie die Sache nur mit an."

Ich schrieb in diesem Sinne an Pierre Leroux und er speiste mit uns beiden in dem Dachstübchen. Anfänglich war er sehr befangen, denn er war zu klug, um meine unschuldige List nicht zu bemerken, er zögerte etwas, ehe er sich aussprach. Pierre Leroux ist nicht bescheidener als Lamennais, sondern schüchtern, das war Lamennais nicht. Aber die Leutseligkeit Planet's, seine unumwundenen Fragen, sein aufmerksames Zuhören und sein leichtes Verstehen, setzten Leroux bald in eine behaglichere Stimmung, und nachdem er ein wenig um die Frage herumgegangen war, wie er zuweilen thut, wenn er spricht, drückte er sich mit Klarheit und erstaunlicher Beredsamkeit aus, und sprühte Blitze, wie eine mächtige Gewitterwolke. Es giebt nichts Kostbareres als seine Belehrung, wenn man sich nicht zu sehr mit der Formulirung solcher Punkte quält, bei deren Erklärung er sich selbst nicht genügt hat. Sein Gesicht ist schön und sanft, das Auge durchdringend und rein, sein Lächeln ist liebreich, die Stimme

angenehm; und dieser Ausdruck seines Accents und seiner Physiognomie, diese Reinheit und wahre Güte bildet ein Ganzes, das eben so überzeugend wirkt, als die Macht seiner Schlüsse. Er war der größte Kritiker der historischen Philosophie, und wenn er den Zielpunkt seiner persönlichen Philosophie nicht mit Genauigkeit zeichnete, so beleuchtete er wenigstens die Vergangenheit in einem so hellen Lichte, und ließ einen so schönen Strahl auf alle Wege der Zukunft fallen, daß man fühlte, wie die Binde von den Augen gerissen wurde.

Ich fühlte meinen Kopf nicht besonders klar, als er von dem Eigenthum der Arbeitsinstrumente sprach, eine Frage, die er damals noch ungelöst mit sich herumtrug, die er aber seitdem in seinen Schriften beleuchtet und erklärt hat. Die philosophische Sprache hatte noch zuviel Geheimnißvolles für mich und ich war nicht im Stande die ganze Ausdehnung der Frage zu fassen — aber die Logik der Vorsehung wurde mir durch seine Reden klar und das war schon viel; es war ein Grundstein auf dem Felde der Reflexionen. Ich nahm mir vor, die Geschichte der Menschheit zu studiren, aber ich that es nicht und erst später gelang es mir mit Hülfe dieses großen und edeln Geistes einige Gewißheit zu gewinnen.

Bei dem ersten Zusammentreffen wurde ich durch das äußere Leben zu sehr in Anspruch genommen und gestört. Ich mußte ohne Ruhe und Rast produziren und ohne die Hülfe irgend einer Philosophie Herzens-Geschichten aus mir selbst herausschreiben, um die Erziehung meiner Tochter bezahlen zu können und den Pflichten Genüge zu leisten, die

ich gegen Andere und gegen mich selbst hatte. Ich fühlte damals das Furchtbare dieser nur auf die Arbeit gestützten Existenz, deren Verantwortlichkeit ich übernommen hatte. Es war mir nicht gestattet einen Augenblick anzuhalten, um meine Arbeit noch einmal durchzusehen, oder um die Inspiration zu erwarten — und ich fühlte Anfälle von Gewissensbissen, wenn ich bedachte, wie viel Zeit ich einer müßigen Arbeit widmete, während ich das Bedürfniß fühlte, mich einem ernsten, heilsamen Nachdenken zu überlassen. Die Leute, die nichts zu thun haben, und die den Künstler mit Leichtigkeit produziren sehen, sind leicht erstaunt zu hören, wie wenig Stunden und Augenblicke dieser für sich selbst hat. Sie wissen nicht, daß diese Gymnastik der Phantasie, wenn sie nicht die Gesundheit angreift, wenigstens eine Ueberreizung der Nerven, ein Zudrängen von Bildern und eine Ermattung der Seele hinterläßt, welche es nicht möglich machen, sich einer andern Art von Arbeit mit Eifer zu widmen.

Ich verwünschte meine Arbeit zehnmal täglich, wenn ich von ernsten Schriften hörte, die ich hätte lesen mögen, oder von Dingen, die ich gern gesehen hätte. Wenn ich mit meinen Kindern zusammen war, wünschte ich nur für sie und mit ihnen zu leben. Und wenn meine Freunde zu mir kamen, warf ich mir vor, daß ich sie nicht oft genug sah und zuweilen in ihrer Mitte zerstreut war. Es schien mir, als ob das wahre Leben an mir vorüberginge wie ein Traum und die imaginäre Welt des Romans sich mit quälender Wirklichkeit auf meine Seele lagerte.

Dann sehnte ich mich nach Nohant, aus dem mich meine

Schwachheit verbannte und das mir durch meine eigne Schuld verschlossen war. Warum hatte ich den Contrakt zerrissen, der mir die Hälfte meiner Revenüen sicherte? Ich hätte dann wenigstens ein Häuschen in der Nähe von Nohant miethen und mich einen Theil des Jahres, während Moritz Ferien hatte, mit meiner Tochter dorthin zurückziehen können. Ich würde mich dort, unter dem Himmel, wo ich meine Kindheit verlebte, in der Mitte meiner Jugendfreunde erholt und ausgeruht haben; ich hätte sehen können, wie der Rauch von Nohant hinter den Bäumen aufstieg, die meine Großmutter gepflegt hatte; ich wäre nahe genug gewesen, um mir einzubilden, ich dürfte in ihrem Schatten in Freiheit lesen und träumen; und doch weit genug, um das Leben nicht zu stören, das man jetzt dort führte.

Everard, dem ich von meinem Heimweh und meinem Ekel vor Paris sagte, rieth mir mich in Bourges oder in der Umgegend niederzulassen. Ich machte eine kleine Reise dorthin. Einer meiner Freunde, welcher eben wegging, überließ mir sein Haus, wo ich einige Tage allein in Gesellschaft Lavater's verlebte, den ich in der Bibliothek fand und über den ich mit Vergnügen eine kleine Arbeit schrieb. Diese Einsamkeit inmitten einer todten Stadt, in einem verlassenen Hause voll Poesie, schien mir köstlich. Everard, Planet und die Herrin des Hauses, eine vortreffliche, sorgsame Frau, besuchten mich Abends auf eine oder zwei Stunden; dann brachte ich die Hälfte der Nacht beim Mondenschein allein in einem kleinen Blumengarten zu und genoß die köstlichen Wohlgerüche des Sommers und die heilsame Ruhe, die ich mir fast mit dem Degen in der Hand erkämpfen

mußte. Ein benachbarter Restaurant, der meinen Namen nicht wußte, brachte mir meine Mahlzeiten in einem Korbe, den ich durch ein Fenster im Hofe empfing, und so war ich noch einmal von der Welt vergessen und vergaß mein eignes wirkliches Leben.

Aber ich konnte nicht lange in dieser reizenden Zurückgezogenheit bleiben. Ich konnte das Haus, vielleicht das einzige in der ganzen Stadt, das mir wegen seiner Lage in einem stillen Stadttheile, seiner Einsamkeit und seiner zugleich bescheidnen und comfortabeln Einrichtung gefiel, nicht besitzen. Ueberdies hätte ich meine Kinder bei mir haben müssen und die Abgeschiedenheit würde ihnen nicht gut gewesen sein. Sobald ich nur den Fuß in die Straßen von Bourges gesetzt hätte, würde die ganze Stadt von meinem Dasein gewußt haben und ich konnte mich mit der Idee des Lebens in einer Provinzialstadt nicht befreunden. Ich hatte noch keine Ahnung, daß mir in nächster Zeit eine solche Existenz bevorstand und daß ich mich sehr gut hineinfinden würde.

Ich gab trotz der Bitten Everard's den Gedanken auf mich hier niederzulassen. Die Gegend gefiel mir nicht; eine mit Sümpfen durchzogne Fläche ohne Bäume dehnte sich um die Stadt herum aus wie die Campagna von Rom. Man mußte weit gehen, um fließendes Wasser und Bäume zu finden. Und endlich muß ich noch sagen, daß, so angenehm der Umgang Everard's war, wenn ihn Planet oder ein oder zwei andere Freunde theilten, ein tête à tête mit ihm mich angriff. Er war zu glänzend und hatte Jemand nöthig, der ihn fragte, damit er Antwort geben konnte. Die Andern thaten das — ich

konnte nur zuhören. Wenn wir allein waren, störte ihn mein Schweigen und er sah es als ein Zeichen des Mißtrauens oder der Gleichgültigkeit gegen seine politischen Ideen an. Sein herrschsüchtiger Geist peinigte ihn mir gegenüber, denn ich lasse mich sehr leicht hinreißen, aber nicht beherrschen. Ich bewahrte mir ihm gegenüber instinktartig ein Allerheiligstes in meinem Innern, welches unverletzlich war, ein Heiligthum, das ich von allen irdischen Dingen, insofern sie eitel und aufregend waren, frei zu halten wußte. Wenn er mich, nach der Gewohnheit der Männer der That, mit einem Netz von Argumenten umstrickt hatte, bald um mir vortreffliche Verhaltungsregeln zu erklären, bald um politische Nothwendigkeiten zu rechtfertigen, die ich für strafbar oder nichtig hielt, dann mußte ich antworten, und obgleich die Diskussion meiner Natur widersteht und es mir schmerzlich ist, andrer Meinung zu sein, als die, welche ich liebe, so antwortete ich ihm doch gut und klar. Ich war selbst erstaunt darüber und es kostete mich eine Anstrengung, als spräche ich im Traume — aber ich sah mit Schrecken, welchen Eindruck meine Worte auf ihn machten. Sie brachten ihm einen tiefen Ekel an seiner eignen Existenz bei, nahmen ihm den Glauben an die Zukunft und störten seine Ueberzeugung.

Das würde für eine starke Natur, die sich zu mäßigen wußte, recht gut gewesen sein, aber auf einen so glühenden Menschen wie er, der oft plötzlich von einem Extrem in's andere fiel, war die Wirkung eine verderbliche. Er sagte dann, ich hätte die unantastbare Wahrheit für mich, ich wäre viel philosophischer und aufgeklärter als er, er wäre ein

unglücklicher, immer durch Trugbilder irre geführter Poet u. s. w. Dieser für alle Eindrücke empfängliche Geist, der eben so naiv in seiner Bescheidenheit, als sophistisch und herrschsüchtig in seinem Stolze war, fand in keiner Sache eine Mittelstraße. Er sagte, er wolle seine politische Carriere, seinen Beruf und seine Geschäfte aufgeben und sich auf sein kleines Besitzthum zurückziehen, um dort im Schatten der Weiden, an murmelnden Gewässern die Poeten und Philosophen zu lesen.

Ich mußte dann seinen Geist wieder aufrichten, ihm sagen, daß er meine Logik bis zur Absurdität treibe, ihn an die schönen und vortrefflichen Gründe erinnern, die er angeführt hatte, um mich aus meiner Apathie zu reißen, Gründe, die mich so überzeugt hätten, daß ich fortan nur mit Ehrfurcht von der revolutionären Mission und dem Werke der Demokratie sprechen würde.

Wir stritten uns nicht mehr über das System Baboeuf's, denn er hatte es aufgegeben, um sich in ein andres zu versenken. Er las jetzt Montesquieu wieder und war für den Augenblick für eine gemäßigte Politik, denn er stand immer unter dem Einflusse einer Person oder eines Buches. Etwas später las er „Obermann" von Senancourt und sprach drei Monate lang davon, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Dann hatte er religiöse Gedanken und träumte vom Klosterleben, worauf er ein Anhänger von Plato und später ein Jünger von Aristoteles wurde; endlich zu der Zeit, als ich seinen Weg aus den Augen verlor, war er wieder zu Montesquieu zurückgekehrt.

In allen diesen Phasen des Enthusiasmus und der

Ueberzeugung war er ein großer Dichter, ein großer Redner oder großer Künstler. Sein Geist ergriff und verarbeitete Alles. Er war eben so unmäßig in der Thätigkeit wie in der Niedergeschlagenheit und hatte eine Periode des Stoicismus, in welcher er uns mit zugleich rührender und lächerlicher Energie Mäßigung predigte.

Wenn er über allgemeine Ideen sprach, konnte man nicht müde werden ihm zuzuhören, aber wenn er anfing die Diskussion über diese Ideen persönlich zu nehmen, wurde das intime Verhältniß zu ihm ein Gewittersturm; ein schöner Gewittersturm voll Großartigkeit und Pracht, das ist nicht zu läugnen, aber ich besaß nicht die Fähigkeit ihn lange auszuhalten, ohne matt zu werden. In dieser Aufregung bestand sein Leben; er war ein Adler, der im Sturm über der Erde schwebte; ich war ein Vogel mit kleinen Flügeln und hätte meinen Tod darin gefunden.

Es gab besonders einen Zug an ihm, in den ich mich nicht finden konnte, nämlich den schnellen Wechsel. Er verließ mich zuweilen am Abende mit ganz ruhigen und verständigen Ansichten und erschien am andern Morgen ganz umgewandelt und förmlich wüthend darüber, daß er sich am Abende vorher hatte beruhigen lassen. Dann verläumdete er sich, sagte, er wäre ehrgeizig im beschränktesten Sinne des Wortes, und spottete über meine Beschränkungen und Gewissensscrupel; er sprach von politischer Rache, schrieb sich selbst Haß und Rachsucht zu und schmückte sich mit allerlei Verkehrtheiten, selbst mit Gemüthsfehlern, die er nicht besaß und sich auch niemals aneignen konnte. Ich lächelte nur und ließ ihn reden, denn ich betrachtete diese Ausbrüche

wie einen Fieberanfall, oder wie eine unnütze Abschweifung vom Thema, die mich ein wenig langweilte, die aber bald ihr Ende erreichen mußte. Sie erreichte es auch immer und dann war ich erstaunt zu sehen, wie plötzlich seine Gedanken eine ganz andere Richtung nahmen, und wie vollständig er vergaß, was er eben laut gedacht hatte. Ich war davon zuweilen beunruhigt und fand wieder bestätigt, was ich schon anderwärts bemerkt hatte, nämlich, daß die größten Genies zuweilen wie vom Wahnsinn behaftet zu sein scheinen. Wenn Everard nicht immer Zuckerwasser getrunken hätte, selbst bei den Mahlzeiten, so würde ich ihn oft für betrunken gehalten haben.

Ich war innig genug mit ihm befreundet, um ihn bei solchen Ausbrüchen zu schonen und sie ohne Verdrießlichkeit zu ertragen. Die Freundschaft des Weibes ist im allgemeinen mütterlicher Art und dies Gefühl hat mehr Einfluß auf mein Leben gehabt, als ich wollte. Ich hatte Everard in Paris während einer ernsten Krankheit gepflegt. Er hatte viel gelitten und ich bewunderte oft seine Sanftmuth und Geduld und seine Erkenntlichkeit für die kleinste Aufmerksamkeit. Dies ist ein Band, durch welches die innigsten Freundschaftsverhältnisse geknüpft werden. Er fühlte für mich die rührendste Dankbarkeit und ich hatte mich daran gewöhnt ihn geistig zu verhätscheln. Ich hatte mit Planet ganze Nächte an seinem Bette zugebracht, um das Fieber, das ihn peinigte, durch freundliche Worte zu bekämpfen, die auf diese ganz vergeistigte Natur bessere Wirkung hervorbrachten, als die Mixturen des Arztes. Ich hatte sein Delirium beschwichtigt, seine Unruhe besänftigt, seine Briefe

geschrieben, seine Freunde zu ihm geführt und allen Aerger, der ihm drohete, abgewehrt. Moritz hatte ihn an seinen freien Tagen gepflegt wie seinen Großvater. Er betete meine Kinder an und meine Kinder liebten ihn.

Es waren also sanfte Ketten, die mich an Everard fesselten, und die Reinheit unsrer gegenseitigen Neigung machte sie mir nur noch theurer. Es war mir meinestheils ganz gleichgültig, daß man die Natur unseres Verhältnisses mißverstehen könnte; unsere Freunde wußten, welcher Art es war, und sanktionirten es durch ihre fortwährende Gegenwart. Aber ich fand mich in meiner Hoffnung, daß ein solches geschwisterliches Uebereinkommen eine Garantie für ungestörte Seelenruhe sein werde, sehr getäuscht. Everard besaß nicht die geistige Klarheit Rollinat's. Seine Empfindungen waren keusch, aber nicht ruhig. Er wollte die Seele allein und ausschließlich besitzen und war auf diesen Besitz ebenso eifersüchtig wie ein Liebhaber oder Ehemann auf den Besitz der Person. Daraus entstand eine Art von Tyrannei, die allerdings lächerlich war, die man aber ertragen oder bekämpfen mußte.

Ich that drei Jahre lang abwechselnd das Eine oder das Andere. Meine Vernunft empörte sich gegen den Einfluß Everard's, wenn dieser unvernünftig war, aber mein Herz ertrug die Last und den Reiz seiner Freundschaft bald mit Freude, bald mit Bitterkeit. Das seinige war ein Schatz von Güte und man fühlte sich stolz und glücklich, es zu besitzen; sein Charakter war großartig und unfähig, sich in kleinlichen Einzelnheiten zu verlieren, aber er hatte Launen,

unter denen man litt, wenn man ihn darunter leiden sah und die Unmöglichkeit fühlte, ihm den Schmerz zu ersparen.

Um nicht immer auf Scenen zurückkommen zu müssen, die sich während dieser drei Jahre oft und auch später noch zuweilen wiederholten, jedoch immer seltener, will ich die Ursache unsrer Streitigkeiten in wenige Worte zusammenfassen. Everard nährte, inmitten seines stürmischen Hin- und Herschwankens und der Ueberstürzung entgegengesetzter Ideen, den nagenden Wurm des Ehrgeizes in seiner Brust. Man hat gesagt, er liebte das Geld und den Einfluß. Ich habe nie engherzige und häßliche Neigungen an ihm bemerkt. Wenn ihn ein Geldverlust peinigte oder ein glücklicher Erfolg dieser Art erfreute, so geschah dies immer mit der berechtigten Erregung eines Kranken, der immer fürchtet, daß ihn seine Kräfte verlassen und seine Arbeit und die Erfüllung seiner Pflicht unmöglich werden könnten. Er war arm und verschuldet gewesen und hatte eine reiche Frau geheirathet. Wenn das kein Unrecht war, so war es wenigstens ein Unglück. Seine Frau hatte Kinder und der Gedanke, diese seiner persönlichen Bedürfnisse wegen zu berauben, war ihm entsetzlich. Er wollte sich ein Vermögen erwerben, nicht nur um ihnen nichts zu entziehen, sondern auch um seiner Zärtlichkeit und einem sehr begreiflichen Stolze zu genügen und sie reicher zu hinterlassen, als sie gewesen waren, da er sie adoptirt hatte.

Sein Arbeitseifer, seine Sorge um eine Schuld, seine Sorgsamkeit bei der Anlegung des Geldes, das er im Schweiße seines Angesichts erworben hatte, stammten also aus einem ernsten und wichtigen Beweggrunde, und man

konnte ihn deshalb durchaus nicht beschuldigen; aber wenn ein Mann eine politische Rolle spielt, so muß er auch sein Vermögen opfern können — kann er es nicht, so wird man immer sagen, er hätte es nicht gewollt.

Das Streben Everard's ging nach einem höheren Ziele. Er wünschte sich Macht. Warum er sie wünschte, würde schwer zu sagen sein. Es war ein Trieb seiner Organisation, nichts weiter. Er war weder verschwenderisch, noch eitel, noch rachsüchtig und sah in der Macht nur das Vergnügen zu handeln und zu befehlen. Er hätte sich ihrer niemals bedienen können. Seit er seine öffentliche Laufbahn eingeschlagen hatte, fühlte er nur Entmuthigung und Ekel vor seiner Aufgabe. Seit man ihm blind gehorchte, bemitleidete er seine Seiden. So war es in Allem; er fand jedes Ziel, nach dem er eifrig gestrebt hatte, unter seinen Wünschen, sobald es erreicht war.

Aber er gefiel sich in der Beschäftigung eines Staatsmannes. Er war im höchsten Grade erfahren in seiner Wissenschaft, wußte sich mit vieler Gewandtheit ein Verständniß der Geschäfte zu verschaffen, die er nicht studirt hatte, und sich mit den verschiedensten Begriffen zu assimiliren; er war mit einem eben so erstaunlichen Gedächtnisse begabt, wie Pierre Leroux, war unbesiegbar in der Beweisführung und in der Begründung der Thatsachen und fühlte, daß ihn diese glänzenden Fähigkeiten durch ihre Unthätigkeit erstickten. Die Monotonie seines Geschäfts brachte ihn zur Verzweiflung, während die Anstrengung, die es forderte, seine Gesundheit vollends zu Grunde richtete. Er träumte von einer Revolution, wie die Frommen vom Himmel träumen,

und dachte nicht daran, daß er seinen Geist durch dies maßlose Streben aufrieb und ihn unfähig machte, sich selbst in der kleinsten Gefahr und bei der geringsten Anstrengung zu beherrschen.

Ich suchte diesen unglücklichen Ehrgeiz vergebens zu unterdrücken und zu beschwichtigen. Er hatte ohne Zweifel seine schöne Seite, und wenn das Schicksal ihn begünstigt hätte, würde er sich im Feuer der Erfahrung und der Begeisterung gereinigt haben, aber er fiel in sich selbst zusammen, ohne die Nahrung zu finden, die ihm zusagte, und Everard wurde von ihm verzehrt, ohne daß daraus ein wesentlicher Nutzen für die Sache der Revolution entstand.

Er ist über die Erde gegangen, wie eine verirrte Seele, die aus einer bessern Welt vertrieben war und vergebens nach irgend einer Existenz suchte, die ihren hohen Wünschen entsprach. Er hat den Theil des Ruhmes verschmäht, der ihm zufiel und manchen Andern trunken gemacht haben würde. Der beschränkte Gebrauch seines ungeheuern Talents genügte ihm nicht. Das ist wohl verzeihlich — wir verzeihen es ihm Alle; aber wir müssen bedauern, daß wir nicht die Macht hatten, ihn länger in unsrer Mitte zurückzuhalten.

Aber es war nicht nur um seiner Ruhe und Gesundheit willen, daß ich mich bemühte ihn zur Geduld zu bringen; es schien mir, als litte sein eignes Ideal der Gerechtigkeit und Vernunft in diesem Kampfe zwischen seinen Neigungen und seinen Prinzipien. Während Everard die Welt durch den geistigen Fortschritt der Menschheit erneuert sehen wollte, acceptirte er in der Theorie das, was er die Nothwendigkeit

der reinen Politik nannte: die List, den Charlatanismus, die Lüge, Concessionen ohne Aufrichtigkeit, Bündnisse ohne Glauben und Treue und haltlose Versprechungen. Er gehörte noch zu Denen, welche sagen: wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen! Ich glaube nicht, daß er sein eigenes Leben und Thun nach diesen beklagenswerthen Verirrungen des Parteigeistes regelte, aber ich war betrübt, daß er sie für verzeihlich oder wenigstens unvermeidlich hielt. —

Später wurde die Verschiedenheit unsrer Ansichten noch größer und erstreckte sich selbst bis auf das Ideal. Ich war Socialistin geworden und Everard war es nicht mehr.

Nach der Februarrevolution, die ihn zur Unzeit in der Phase einer etwas dictatorischen Mäßigung überrascht hatte, erlitten seine Ideen noch einige Modifikationen. Aber es ist hier nicht der Ort, die Geschichte seines Lebens zu vervollständigen, das durch einen frühzeitigen Tod beschlossen ist. Ich muß zu der Erzählung meines eignen Schicksals zurückkehren.

Ich verließ also Bourges mit getheiltem Herzen. Everard's Aufregung bekümmerte mich und ich schwankte zwischen der Nothwendigkeit, sie zu fliehen, und dem Bedauern, ihn in seiner Qual allein zu lassen; aber meine Pflicht rief mich ab und er erkannte das.

Zehntes Kapitel.

Unentschlossenheit. — Ich gehe nicht nach Chenaie. — Ein Brief von meinem Bruder. — Ich reise nach Nohant. — Großer Entschluß. — Der Wald von Vavray. — Die Reise nach Chateauroux und nach Bourges. — Das Gefängniß in Bourges. — Die Spalte. — Eine Viertelstunde im Gefängnisse. — Berathung, Beschluß und Rückkehr. — Die Familie Duteil. — Das Gasthaus zur „Boutaille" und die Zigeuner. — Das erste Urtheil. — Das verlassene Haus in Nohant. — Das zweite Urtheil. — Reflexionen über die Ehescheidung.

Ich wußte nicht recht, was ich thun sollte. Es war mir schrecklich, nach Paris zurückzukehren, und unmöglich, länger ohne meine Kinder zu sein. Seitdem ich auf das Projekt verzichtet hatte, sie um einer großen Reise willen zu verlassen, hätte ich sie nicht mehr einen Tag entbehren mögen. Mein durch den Kummer niedergedrücktes Herz war zu derselben Zeit erwacht, wo mein Geist die socialen Ideen in sich aufnahm. Ich fühlte, daß meine geistige Gesundheit wiederkehrte, und erkannte die wahren Bedürfnisse meines Herzens.

Aber in Paris konnte ich nicht mehr arbeiten, ich war krank. Im Parterre waren die Arbeiter wieder eingezogen und die Zudringlichen und Neugierigen machten meinen Freunden und meiner Arbeit die Zeit streitig. Die Politik, auf's Neue angeregt durch das Attentat Fieschi's, wurde eine bittere Quelle für die Reflexionen. Man beutete den Mordversuch aus und verhaftete Armand Carrel, einen der edelsten Männer unsrer Zeit; man ging mit großen Schritten auf die Septembergesetze zu. Das Volk ließ Alles geschehen.

Ich hatte während des Aprilprocesses keine großen Hoff-

nungen gefaßt, aber mochte man so vernünftig oder so pessimistisch sein, als man wollte, man fühlte damals etwas wie einen Lebenshauch in der Luft, der plötzlich zu Eis erstarrte. Die Republik floh für eine neue Anzahl von Jahren aus unsrem Gesichtskreise.

Lamennais hatte mich eingeladen, einige Tage in Chenaie zuzubringen; ich reiste dahin ab, aber ich hielt unterwegs an und fragte mich, was ich, die ich so linkisch, stumm und langweilig war, dort thun solle. Es war schon viel, wenn man ihn um eine Stunde seiner kostbaren Zeit bat, und in Paris hatte er mir zuweilen einige geopfert, aber ihn ganze Tage in Anspruch zu nehmen, wagte ich nicht. Ich hatte Unrecht, aber ich kannte damals noch nicht seine ganze Güte und Leutseligkeit, wie ich sie später kennen lernte. Ich fürchtete die anhaltende Spannung einem großen Geiste gegenüber, dem ich nicht folgen konnte, und der geringste seiner Schüler würde fähiger gewesen sein als ich, ein ernstes Gespräch zu führen. Ich wußte nicht, daß er sich im vertrauten Umgange gern von seinen angestrengten Arbeiten erholte. Niemand plauderte mit so viel Unbefangenheit und Leichtigkeit über Dinge, die Alle verstehen konnten, als er. Und außerdem machte der ausgezeichnete Mann wenig Ansprüche an den Geist seiner Gesellschaft. Man konnte ihn mit der unbedeutendsten Kleinigkeit, mit einer Kinderei, einer Albernheit amüsiren und zum Lachen bringen. Und wie lachte er! Er lachte wie Everard bis zum Krankwerden, aber öfter und leichter, als dieser. Er hat irgendwo geschrieben, daß das Weinen das Loos der Engel, das Lachen das des Teufels ist. Der Gedanke ist da, wo er steht, sehr

schön, aber im Leben ist das Lachen eines guten Menschen wie der Gesang seines Gewissens. Heitere Menschen sind immer gute Menschen, er lieferte den Beweis dafür.

Ich ging also nicht nach Chenaie, sondern kehrte um und reiste nach Paris zurück, wo ich einen Brief von meinem Bruder fand, der mir sagte, ich möchte nach Nohant kommen. Er stand damals auf meiner Seite und gab sich viele Mühe, meinen Mann zu dem Entschlusse zu bringen: mir Nohant und die Revenüen der Besitzung zu überlassen. „Casimir ist des Gutes und der Ausgaben, die es erheischt, überdrüssig, sagte er. Er kann die letztern nicht mehr bestreiten. Du wirst mit Deiner Arbeit Alles wieder ordnen können. Er will nach Paris gehen, oder zu seiner Stiefmutter nach dem Süden, und wird sich mit der Hälfte Eurer Revenüen als Garçon reicher finden, als in Deinem Schlosse. . ." Mein Bruder, der später Partei für meinen Mann gegen mich nahm, drückte sich hier mit vieler Freimüthigkeit und Strenge über den Zustand aus, in welchem sich Nohant in meiner Abwesenheit befinde. „Du darfst deine Interessen nicht in dieser Weise vernachlässigen, fuhr er fort, es ist unrecht gegen Deine Kinder" u. s. w.

Mein Bruder wohnte damals nicht mehr in Nohant, aber er machte öftere Reisen in der Umgegend.

Ich glaubte seinen Rath befolgen zu müssen und fand Dudevant in der That geneigt, Berry zu verlassen, und die Last und den Nutzen der Residenz mir zu überlassen. Aber indem er den Entschluß faßte, zeigte er doch wieder so viel Verdruß, daß ich nicht auf der Ausführung bestand und noch einmal abreiste, denn ich hatte nicht den Muth, mich

des Geldes wegen in einen Streit einzulassen. Dieser Streit wurde indessen einige Wochen später nothwendig und unvermeidlich. Ich hatte gewichtige Gründe dafür, denn er wurde zur Pflicht gegen meine Kinder, meine Freunde und vielleicht auch gegen das Andenken meiner Großmutter, deren Wunsch und letzter Wille, an dem Orte selbst, den sie mir übergeben hatte, um mein Leben zu schützen und zu schirmen, zu offenbar verletzt wurden.

Am 19. Octbr. 1835, nachdem ich den letzten Theil der Ferienzeit meines Sohnes in Nohant verlebt hatte, brach plötzlich ein Sturm aus, für den ich durchaus keine Ursache anzugeben wußte; ich hatte ihn durch kein Wort, ja durch kein Lächeln hervorgerufen und ging, um mich in mein Zimmer einzuschließen. Moritz folgte mir weinend. Ich beruhigte ihn mit der Versicherung, daß sich diese Scene nicht wiederholen sollte. Er nahm den Trost an, den man Kindern so oft durch leere Worte giebt, aber die meinigen hatten einen bestimmten Sinn. Ich wollte nicht, daß meine Kinder neue Beweise des Zerwürfnisses zwischen mir und meinem Mann sähen, von welchem sie bis dahin nichts gewußt hatten. Ich wollte nicht, daß sie in Folge dieser Zerwürfnisse die Ehrerbietung vergessen sollten, die sie ihrem Vater und mir schuldeten.

Einige Tage vorher hatte mein Mann einen Privatcontrakt mit mir abgeschlossen, welcher am nächsten 11. Nov. in Kraft treten sollte und durch welchen ich zu seinen Gunsten auf mehr als die Hälfte meiner Revenüen verzichtete. Dieser Contrakt, der mir den Aufenthalt in Nohant und die Erziehung meiner Tochter sichern sollte, bot mir nicht die ge-

ringste Garantie gegen die Zurücknahme seines Willens und seiner Zusage. Sein Benehmen und seine ganz unverblümten Reden bewiesen mir, daß er die Versprechungen, die er zweimal wiederholt und zweimal unterzeichnet hatte, für nichts ansehe. Er war in seinem Rechte, unser Ehegesetz will, daß der Mann der Herr sei, und der Herr hat keine Verpflichtungen gegen den, der über nichts Herr ist.

Nachdem Moritz sich niedergelegt hatte und eingeschlafen war, kam Duteil zu mir, um sich nach meinem Gemüthszustande zu erkundigen. Er tadelte das Benehmen meines Mannes rückhaltslos und wollte eine Aussöhnung zwischen uns herbeiführen, der wir uns Beide widersetzten. Ich dankte ihm für die gute Absicht, theilte ihm aber den Entschluß, den ich gefaßt hatte, nicht mit. Ich wollte erst Rollinat's Meinung hören.

Die Nacht verbrachte ich mit Nachdenken. Ich fühlte mich in diesem Augenblicke vollständig in meinem Rechte, und zugleich erwachte das Bewußtsein meiner Pflicht in seiner ganzen Stärke. Ich hatte lange gezögert, ich war sehr schwach gewesen und in Bezug auf mein Schicksal sehr unbekümmert. So lange die Sache mich nur persönlich berührte, und die sittliche Erziehung meiner Kinder nicht darunter litt, hatte ich geglaubt, mich opfern und mir die innere Genugthuung gestatten zu dürfen, daß ich den Mann, welchen ich in seinem Geschmacke nicht glücklich zu machen vermochte, im ruhigen Besitz meiner Güter ließ. Er hatte dreizehn Jahr lang den Genuß eines Vermögens gehabt, das mir gehörte, und dem ich entsagt hatte, um ihm gefällig zu sein. Ich hätte es ihm gern für immer gelassen. Ich hatte ihm noch am Abend

vorher, als ich ihn nachdenklich sah, gesagt: „Sie bedauern, Nohant zu verlassen, obgleich Ihnen die Verwaltung widerwärtig geworden ist. Nun wohl, ich nehme Ihnen diese ab, aber das Haus wird Ihnen deshalb nicht verschlossen sein.“ Er hatte geantwortet: „Ich werde niemals wieder den Fuß in ein Haus setzen, dessen Herr ich nicht ganz allein bin.“ Den andern Tag wollte er wieder für immer der alleinige Herr sein.

Er konnte mir also kein Vertrauen auf sich einflößen. Ich hegte keinen Groll gegen ihn, ich sah, daß er durch seine unglückliche Organisation zu dieser Handlungsweise veranlaßt wurde, und mußte mich entschließen, entweder mein Schicksal von dem seinigen zu trennen, oder noch mehr zu opfern, als ich bisher gethan hatte, nämlich meine Würde den Kindern gegenüber, oder mein Leben, welches zwar keinen großen Werth für mich hatte, das aber ebenfalls meinen Kindern gehörte.

Am Morgen begab sich Herr Dudevant nach La Châtre. Er war nicht mehr häuslich, wie früher, sondern Tage und Wochen lang abwesend. Er hätte es ganz gut finden sollen, daß ich wenigstens während der Ferien meines Sohnes das Haus und die Kinder hütete. Ich wußte durch die Domestiken, daß er in seinem Plane, am 21. d. M. nach Paris abzureisen und Moritz nach der Schule, und Solange in ihre Pension zurückzubringen, nichts geändert hatte. Wir waren darüber einig geworden; ich sollte nach wenigen Tagen in Paris wieder mit ihnen zusammentreffen; aber die neusten Vorfälle brachten mich zu einem andern Entschlusse. Ich nahm mir vor, meinen Mann weder in Paris noch in Nohant

und selbst vor seiner Abreise nicht wieder zu sehen. Ich würde das Haus ganz verlassen haben, wenn ich nicht mit Moritz die letzten Tage hätte verleben wollen. Ich nahm ein kleines Pferd und ein schlechtes Cabriolet — einen Diener hatte ich nicht — setzte meine beiden Kinder in das bescheidene Fuhrwerk, und fuhr sie nach dem Walde von Vavray, einem reizenden Orte, wo man im Schatten der alten Eichen, auf dem Moose sitzend, die ganze melancholische vallée Noire überschaut.

Das Wetter war wunderschön, Moritz hatte mir beim Ausspannen des kleinen Pferdes geholfen, das friedlich neben uns graste. Das Haidekraut glänzte in der warmen Herbstsonne. Wir hatten uns mit Körben und Messern versehen, und hielten eine reiche Ernte von Moosen und Kräutern. Malgache hatte mich gebeten, ich möchte dort abschneiden, was mir in die Hand käme, er wollte seine Sammlung damit vermehren, und hatte, wie er mir schrieb, nicht Zeit, so weit zu gehen, um an Ort und Stelle zu sammeln.

Wir nahmen also Alles ohne Wahl, und meine Kinder, wovon das eine die gestrige häusliche Scene nicht gesehen, die das andere in der Sorglosigkeit seines Alters schon wieder vergessen hatte, lachten, schrieen und sprangen zwischen den Bäumen umher. Das war eine Heiterkeit, eine Freude, ein eifriges Suchen, daß ich mich in die glückliche Zeit zurückversetzt glaubte, wo ich so an der Seite meiner Mutter umhergelaufen war, um Zierrathen für unsere kleinen Grotten zu suchen. Ach, zwanzig Jahre später hatte ich ein andres Kind bei mir, das in Kraft, Glück und Schönheit strahlte, und auf dem Moose umhersprang, und es in seinem

Kleidchen sammelte, wie seine Mutter und wie ich an denselben Orten und in denselben goldnen Feenträumen gethan hatten. Und dies Kind ruht jetzt zwischen meiner Großmutter und meinem Vater! Ich habe Mühe weiter zu schreiben, denn die Erinnerung an diese dreifache Vergangenheit ohne Wiederkehr droht mich zu erdrücken! *)

Wir hatten einen kleinen Korb voll Lebensmittel mitgebracht, aßen im Schatten der Bäume und kehrten erst bei einbrechender Nacht nach Hause zurück. Am andern Morgen reisten die Kinder mit Herrn Dudevant ab, der die Nacht in La Châtre zugebracht hatte und mich nicht zu sehen verlangte.

Ich hatte mir vorgenommen, jede Erklärung zwischen ihm und mir zu vermeiden, aber ich wußte noch nicht, auf welche Weise sich diese häusliche Nothwendigkeit umgehen lassen würde. Mein Jugendfreund Gustav Papet besuchte mich; ich erzählte ihm die Vorfälle, und wir reisten zusammen nach Chateauroux.

„Ich sehe kein entschiedenes Mittel für diese Verhältnisse, als eine gerichtliche Trennung," sagte Rollinat. „Der Erfolg scheint mir nicht zweifelhaft, aber es ist die Frage, ob Du den nöthigen Muth hast. Die gerichtlichen Formen sind brutal; ich weiß, daß Du schwach bist und vor der Nothwendigkeit zurückschrecken wirst, Deinen Gegner zu verletzen und zu beleidigen." Ich fragte ihn, ob es kein Mittel gäbe, den Scandal der Debatte zu vermeiden; ich ließ mir erklären, welchen Weg man verfolgen müsse, und es wurde uns klar,

---

*) Juni 1855.

daß, wenn mein Mann in die Scheidung willigte, ohne sie vor die Oeffentlichkeit zu bringen, seine Position noch immer so blieb, wie er sie selbst durch einen freiwilligen Contrakt gestellt hatte, denn so war es mein Wille; der für mich daraus entspringende Vortheil bestand nur darin, daß unsere Uebereinkunft gerichtlich festgestellt wurde.

Aber Rollinat wünschte über Alles das erst Everard's Meinung zu hören. Wir fuhren mit ihm nach Nohant zurück, nahmen uns nur Zeit zu diniren und fuhren dann in demselben Post-Cabriolet nach Bourges.

Everard trug dem Gerichtshofe seine Schuld ab, er war im Gefängniß. Das Gefängniß der Stadt ist das antike Schloß der Herzöge von Burgund. Im Schatten der Nacht zeigte es den Charakter der Stärke und Verlassenheit. Wir gewannen einen der Gefangenwärter, und dieser führte uns durch eine Mauerspalte in das Innere, und leitete uns in der Finsterniß über phantastische Gallerien und Treppen. Plötzlich hörte er den Schritt eines Aufsehers und stieß mich in eine offene Thür, die er hinter mir schloß, während er Rollinat in irgend ein andres Versteck brachte, und nun seinem Vorgesetzten allein entgegentrat.

Ich zog eins der Zündhölzer aus der Tasche, die mir zum Anstecken der Cigarren dienten, um zu sehen, wo ich mich befand. Ich war in einem sehr finstern Cachot, welches sich im Fuße eines Thürmchens befand. Zwei Schritte vor mir führte eine Treppe in die unterirdischen Gefängnisse. Ich löschte schnell mein Zündholz aus, das mich verrathen konnte, und blieb unbeweglich stehen, denn ich hatte die Gefahr einer Promenade im Finstern erkannt.

Man ließ mich wohl eine Viertelstunde allein; die Zeit wurde mir sehr lang. Endlich befreite mich mein Führer und wir gelangten in das Zimmer Everard's, der, durch Gustav vorbereitet, uns erwartete, um mir gegen zwei Uhr Morgens eine Consultation zu gewähren.

Er billigte es, daß wir schnell und im Geheimen zu ihm kamen. Diejenigen meiner Freunde, welche in gutem Einvernehmen mit Herrn Dudevant standen, sollten, wenn sie unserm Zwecke nicht dienen konnten, von meinen Maßregeln nichts wissen. Er hörte die Erzählung meines häuslichen Lebens mit Aufmerksamkeit an, und als er vernahm, welchen Willkürlichkeiten ich ausgesetzt war, sprach er sich wie Rollinat für eine gerichtliche Scheidung aus. Nach reiflicher Ueberlegung wurde mir vorgezeichnet, wie ich mich zu benehmen habe. Ich sollte meinen Gegner durch eine Eingabe an den Präsidenten des Tribunals überraschen, damit er nach diesem fait accompli die Consequenzen desselben in dem Augenblicke acceptiren könnte, in dem er fühlen mußte, daß dies nothwendig war. Man zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß er sie ohne Widerrede annehmen würde, um das Bekanntwerden der Ursachen zu vermeiden, die mich zu meinem Entschlusse gebracht hatten. Aber wir hatten die schlechten Rathgeber nicht berücksichtigt, auf die Herr Dudevant im Laufe des Processes hörte.

Ich durfte, um mein Recht als Klägerin zu wahren, nicht nach Nohant zurückkehren, und sollte, bis der Präsident des Tribunals über meinen einstweiligen Aufenthalt entschieden hatte, bei einem meiner Freunde in La Châtre wohnen. Duteil war der älteste; aber es war die Frage, ob er

mich unter diesen Umständen aufnehmen würde, da er der Freund meines Mannes war. Seiner Frau und Schwester war ich sicher, bei ihm selbst mußte ich es versuchen.

Der Wärter kam, um uns zu sagen, daß der Tag anbreche und daß wir uns, da das Reglement der Gefängnisse solche nächtliche Consultationen nicht dulde, auf demselben Wege, auf dem wir gekommen waren, ungesehen wieder entfernen müßten. Unsere Entfernung ging ohne Hindernisse vor sich. Wir nahmen abermals Postpferde und fuhren nach La Châtre, um Duteil zu überraschen. Wir hatten in dreißig Stunden vierundfünfzig Meilen in einem Cabriolet gemacht, das in Trümmer fiel, und ohne uns auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

„Ich komme, um bei Dir zu wohnen, wenn Du mich nicht fortjagst," sagte ich zu Duteil. „Ich verlange nicht, daß Du mir einen Rath gegen Herrn Dudevant ertheilst, denn er ist Dein Freund; ich werde Dich auch nicht zum Zeugen gegen ihn aufrufen. Ich autorisire Dich selbst, eine Versöhnung zwischen uns zu Stande zu bringen, wenn ich ein richterliches Urtheil empfangen haben werde, d. h. Du sollst ihn versichern, daß ich die Bedingungen seiner Existenz so gut stellen werde, als nur möglich, so wie er sie selbst regulirt hat. Deine Rolle, von der Du ihn gleich jetzt in Kenntniß setzen kannst, ist also ehrenhaft und leicht."

„Sie werden bei mir bleiben," sagte Duteil mit der Herzlichkeit, die ihn charakterisirte. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für den Vorzug, den Sie mir vor Ihren andern Freunden geben — und Sie können auf mich zählen, mag ge-

schehen was da wolle. In Bezug auf den Proceß wollen wir mit einander sprechen."

„Gieb mir vorerst etwas zu essen," entgegnete ich, „denn ich sterbe vor Hunger; dann will ich nach Nohant gehen, um meine Pantoffeln und meine Papiere zu holen."

„Ich werde Dich begleiten," sagte er. „Wir sprechen dann auf dem Wege mit einander."

Nachdem ich mich etwas gestärkt hatte, stieg ich mit ihm in das ehrwürdige Cabriolet, und zwei Stunden später kehrten wir in sein Haus zurück. Er hatte mich schweigend angehört, beschränkte sich darauf, mir Fragen vorzulegen, die etwas höherer Art waren, als die, welche man bei derartigen Processen stellt, und sprach seine Meinung nicht aus. Endlich in der Pappelallee, die zu dem Thore der kleinen Stadt führt, entschied er sich. „Ich bin der lustige Gefährte und Gast Ihres Mannes und Bruders gewesen," sagte er, „aber ich habe Ihre Anwesenheit niemals vergessen, ich habe mich immer erinnert, daß ich in Ihrem Hause war, und daß ich Ihnen als Frau und Mutter eine unbegrenzte Ehrfurcht schuldig bin. Ich habe Sie zuweilen durch mein Geschwätz nach Tische und durch den Lärm, den ich machte, wenn Sie arbeiten wollten, gestört und ermüdet. Aber Sie wissen wohl, daß dies so zu sagen gegen meinen Willen geschah, und daß mich ein vorwurfsvolles Wort von Ihnen zuweilen nüchtern machte, wie durch ein Wunder. Ihr Unrecht besteht darin, mich durch Ihre Sanftmuth zu sehr verwöhnt zu haben. So ist es gekommen, daß ich, wenn ich zwölf Stunden der lustige Kamerad Ihres Mannes gewesen war, am Abend eine dreizehnte Stunde hatte, wo ich traurig war,

indem ich an Sie dachte. Nach meiner Frau und meinen Kindern liebe ich Niemand mehr auf der Welt, als Sie, und wenn ich seit zwei Stunden zaudere, Ihnen Recht zu geben, so ist das nur, weil ich den Aerger und Kummer fürchte, die Ihnen dieser Proceß bereiten wird. Indessen glaube ich doch, daß er gut ablaufen und sich auf den Horizont unsrer kleinen Stadt beschränken lassen wird, wenn Casimir auf meine Rathschläge hört. Ich weiß, was ich ihm in seinem eignen Interesse zu rathen habe, und hoffe ihn zu überzeugen." Und als wir die kleine Brücke passirten, die zur Stadt führte, gab er dem Pferde einen Hieb mit der Peitsche, indem er mit wiedergewonnener Heiterkeit ausrief: „Vorwärts, wir wollen Hermione entführen!"

Ich installirte mich also auf einige Wochen bei ihm. Ich fühlte, daß ich dort, im Herzen der Klatscherei, leben müßte, wie in einem Hause von Glas, um alle Geschichten niederzuschlagen, die man, seit ich auf der Welt war, über die Excentricität meines Charakters erzählt hatte. Diese wunderbaren Geschichten hatten, seitdem ich in Paris gewesen war, um mich als Künstler zu versuchen, einen noch schöneren Aufschwung genommen; aber da ich nichts zu verbergen habe, und nie etwas Besonderes vorstellen wollte, so hielt es gar nicht schwer, in meinem wahren Wesen erkannt zu werden. Der Groll wegen des berühmten Liedes war allerdings ein wenig hartnäckig und einige Fanatiker der männlichen Herrschaft verurtheilten mich noch meiner Scheidungssache wegen, aber im Allgemeinen sah ich die Vorurtheile fallen und wenn ich meine Kinder bei mir gehabt hätte, würde ich die Zeit, die ich in La Châtre verlebte, zu der angenehmsten meines

Lebens rechnen. Aber ich kämpfte für meine Kinder und faßte mich in Geduld. Die Familie Duteil's wurde schnell die meinige. Seine Frau, die schöne und liebenswürdige Agasta, seine Schwägerin, die vortreffliche Felicia, die beide gleichviel Geist und Herz besaßen, wurden auch meine Schwestern. Herr und Madame Desages (die letztere war die Schwester Duteil's) wohnten im Parterre desselben Hauses. Unsere Gesellschaft bestand jeden Abend aus vierzehn Personen, worunter sich sieben Kinder befanden.*) Charles und Eugénie Duvernet, Alphons und Laura Fleury, Planet, der früher in La Châtre lebte, Gustav Papet, der zuweilen von Paris kam, und einige andere Glieder der Familie Duteil schlossen sich oft an, und wir führten mit den Kindern Charaden auf, veranstalteten Verkleidungen, Tänze und Spiele, die ihnen Freude machten. Das unauslöschliche Lachen dieser glücklichen Geschöpfe ist so wohlthuend. Sie spielen mit so vielem Eifer und geben sich den Aufregungen des Spiels so rückhaltslos hin! Ich selbst wurde noch einmal zum Kinde, und die Herzen Aller hingen an mir. Ja, da lag meine Stärke und mein Beruf, ich hätte Bonne sein müssen oder Lehrerin in einer Schule.

Die Kinder gingen um zehn Uhr zur Ruhe, und um elf Uhr trennte sich die übrige Familie. Felicia, die gut mit mir war, wie ein Engel, machte mir dann meinen Arbeitstisch zurecht, bereitete mir das Abendessen und brachte ihre Schwester Agasta in's Bett, welche an einem gefährlichen

*) Eins dieser Kinder, Luc Desages, ist der Schüler und Schwiegersohn von Pierre Leroux geworden.

Nervenübel litt und oft nach der Aufregung durch die Heiterkeit der Kinder wie todt niedersank. Wir plauderten noch ein wenig mit ihr, um sie einzuschläfern, oder wenn sie von selbst einschlief, mit Duteil und Planet, die wir oft fortschicken mußten, damit sie mich nicht um meine nächtlichen Arbeitsstunden brachten. Um Mitternacht fing ich endlich an zu schreiben und arbeitete, bis der Tag anbrach.

Ich wurde zuweilen durch seltsame Töne gestört. Meinen Fenstern gegenüber in einer engen, holprigen, schmutzigen Straße, hing seit undenklichen Zeiten das klassische Wirthshausschild: A la Boutaille. Duteil, der behauptete, an diesem Schilde das Lesen gelernt zu haben, sagte, daß ihm an dem Tage, wo der orthographische Fehler corrigirt würde, nichts übrig bliebe, als zu sterben, denn die ganze Physiognomie des Berry würde dann verändert sein.

Das Wirthshaus zur Boutaille gehörte einer alten Sibylle, welche vorzugsweise reisende Taschenspieler und Seiltänzer, kleine verdächtige Colporteure und Besitzer von gelehrten Thieren beherbergte. Murmelthiere, tanzende Hunde, glatzköpfige Affen und besonders Bären mit Maulkörben hielten Versammlung in dem Keller, dessen Luftlöcher auf die Straße gingen. Diese armen Thiere, die von der Reise ermüdet und durch die bei jeder klassischen Erziehung unvermeidlichen Prügel zahm geworden waren, verbrachten dort einen Theil der Nacht in bester Eintracht. Aber kaum brach der Tag an, so machte sich der Hunger und die Langeweile bemerklich und dann fingen die Thiere an hin und her zu laufen, sich zu beißen und an den Eisenstangen der

Luftlöcher emporzuklettern, um dort auf die jämmerlichste Weise zu heulen, zu miauen und zu stöhnen.

Das war das Präludium zu den wunderlichsten Scenen, die ich oft durch die Spalten meiner Jalousien mit Vergnügen belauschte. Die Wirthin der Boutaille, Frau Gaudron, wußte sehr gut, mit welcher Art von Leuten sie zu thun hatte. Sie stand also beim ersten Morgengrauen heimlich auf, um den Aufbruch ihrer Gäste zu überwachen. Diese ihrerseits versuchten ohne Bezahlung abzureisen und machten ihre Vorbereitungen im Finstern. Der eine von ihnen ging zu den Thieren und brachte sie zum Knurren und Grunzen, damit man die Flucht seiner Kameraden nicht hören sollte.

Die Geschicklichkeit und List dieser Landstreicher war wirklich wunderbar; ich weiß nicht, durch welches Schlüsselloch sie sich fortstahlen, aber die Alte sah sehr oft, trotz ihrer wachsamen Augen und feinen Ohren, Morgens nur einen heulenden Jungen vor sich, welcher behauptete, von seinen schändlichen Kameraden verlassen und nicht im Stande zu sein, seine Rechnung zu bezahlen. Was war nun zu thun? Sollte sie das Vieh in den Pfandstall sperren und ernähren, bis die Polizei die Uebelthäter ertappt hatte? Die Aussicht auf den Ersatz war zu unsicher und so mußte Frau Gaudron das sogenannte Opfer wohl abreisen lassen, sammt seinen verhungerten und drohenden Vierfüßlern, die durchaus nicht geneigt schienen, sich gefänglich einziehen zu lassen.

Wenn die Rotte aber ihre Zeche redlich bezahlte, so hatte die Alte eine andere Sorge. Sie mißtraute besonders denen, die sich als Gentilhomme betrugen und es nicht der Mühe werth fanden, zu handeln; sie betrachtete, wenn sie

abreisten, ihr Gepäck mit Besorgniß von allen Seiten und zählte ihre miserable Wäsche und ihr zinnernes Geschirr wieder und wieder. Besaßen die Reisenden einen Esel, so war besonders der Sattel desselben der Gegenstand ihrer Sorge. Sie fand tausend Vorwände, diesen Esel zurückzuhalten, und wußte im letzten Augenblicke mit großer Geschicklichkeit ihre Hand unter den Sattel zu schieben, um den Rücken des Thieres zu befühlen. Aber trotz dieser Vorsicht und Wachsamkeit vergingen doch nur wenige Tage, wo man sie nicht über Verluste jammern und ihre Gäste verfluchen und verwünschen hörte.

Welche schönen Decamps, welche phantastischen Callots habe ich da im Mondenscheine, oder im bleichen Lichte der winterlichen Morgendämmerung gesehen, wenn der Wind mit dem hundertjährigen Schilde klapperte und die bleichen gespensterhaften Zigeuner sich auf dem schneebedeckten Pflaster auf den Weg machten. Bald war es eine bronzefarbige Frau, die unter ihren Lumpen ein rosiges, unterwegs gestohlenes oder gekauftes Kind trug; bald ein kleiner Savoyard, der viel häßlicher war, als sein Affe, und bald ein Herkules von der Straßenecke, der seine Frau und seine zahlreiche Nachkommenschaft in einer Art Karren hinter sich her zog. Es waren meist häßliche, entsetzliche Gestalten, und doch zeigten sich darunter zuweilen auch interessantere Wesen. Traurige und in ihr Schicksal ergebene Bajazzos, wie der, den Frédéric Lemaitre ideal darstellte; alte bettelnde Künstler, die mit einer Art ungeschulter Meisterschaft auf ihrem Instrumente kratzten; kleine, entkräftete, bleiche Seiltänzerinnen, die im Arme ihres funfzehnjährigen Liebhabers

lachend den Frühling und die Liebe besangen. Wie viel Elend und Sorglosigkeit, wie viel Thränen und Lieder finden sich auf diesen staubigen oder eisbedeckten Wegen, die nicht einmal nach dem Hospitale führen.

Am 16. Febr. 1836 sprach das Tribunal das Scheidungsurtel zu meinen Gunsten aus. Herr Dudevant war auf die Vorladung nicht erschienen und das bestärkte uns Alle in dem Glauben, daß er sich dem Richterspruche fügen würde. Ich konnte nun von meinem legalen Wohnsitze in Nohant Gebrauch machen und das Urtheil sprach mir das Recht zu, meine Kinder zu behalten und ihre Erziehung zu leiten.

Ich glaubte, daß ich die Sache nicht weiter zu treiben brauchte. Mein Mann schrieb an Duteil in einer Weise, die mich das hoffen ließ. Ich brachte einige Wochen in Nohant zu und erwartete, daß er ankommen würde, um unser Uebereinkommen zu ordnen und festzustellen. Duteil übernahm es, jede mögliche Concession von meiner Seite zu machen, und ich sollte, um jede störende Begegnung zu vermeiden, nach Paris abreisen, sobald Herr Dudevant in La Châtre ankam.

Ich verlebte also in Nohant einige schöne Wintertage, und fand dort zum ersten Male seit dem Tode meiner Großmutter wieder das Glück einer durch keinen Mißton gestörten Ruhe. Ich hatte sowohl aus ökonomischen Rücksichten, als aus Gerechtigkeit das Haus von allen Domestiken gesäubert, die gewohnt waren an meiner Stelle zu befehlen, und behielt nur den alten Gärtner meiner Großmutter, der mit seiner Frau in einem kleinen Häuschen im Hintergrunde des Hofes wohnte. Ich war also in diesem großen, stillen

Hause ganz allein und empfing nicht einmal meine Freunde aus La Châtre, um keine Bitterkeit hervorzurufen. Es schien mir nicht passend, so bald „den Kesselhaken einzuhängen," wie man bei uns zu sagen pflegt, und den Schein anzunehmen, als feiere ich meinen Sieg mit Geräusch.

Ich war also vollständig allein, und habe Nohant ein Mal in meinem Leben als verlassenes Haus bewohnt. Ein einsames Haus war seit langer Zeit der Gegenstand meiner Träume. Bis zu dem Tage, wo ich das Glück des Familienlebens ohne Störung genießen konnte, habe ich mich mit der Hoffnung gewiegt, in irgend einer unbekannten Gegend ein Haus, wenn auch nur eine Ruine oder Hütte, zu besitzen, in das ich mich von Zeit zu Zeit zurückziehen könnte, um zu arbeiten, ohne durch menschliche Stimmen gestört zu werden.

Nohant war also zu jener Zeit, d. h. in diesem Augenblicke, — denn der Moment war kurz, wie alle Ruhemomente meines Lebens — das Ideal meiner Phantasie. Es machte mir Vergnügen, das Haus nach meinen Wünschen einzurichten, d. h. Alles zu entfernen, was peinliche Empfindungen in mir wachrief. Ich stellte die alten Meubles so auf, wie sie in meiner Kindheit gestanden hatten. Die Frau des Gärtners kam nur in's Haus, um mein Zimmer zu ordnen und mein Mittagessen zu bringen. Wenn es wieder abgetragen war, verschloß ich alle äußeren Thüren und öffnete alle inneren; dann zündete ich viele Lichter an und ging in der Reihe der großen Parterrezimmer auf und ab, von dem kleinen Boudoir an, in dem ich noch immer schlief, bis zu dem großen Salon, der noch außerdem durch ein mächtiges Kaminfeuer erleuchtet war. Dann löschte ich alle Lichter

aus, ging beim Scheine des ersterbenden Feuers hin und her, schwelgte in den Gefühlen, die dieses geheimnißvolle, melancholische Dunkel hervorrief, nachdem ich mir die lachenden und heitern Bilder meiner ersten Kindheit vorgezaubert hatte. Ich amüsirte mich damit, mir ein wenig Furcht einzureden, wenn ich meine vorüberhuschende Gestalt in dem großen, durch die Zeit blind gewordenen Spiegel erblickte, und erbebte zuweilen bei dem Geräusch meiner Schritte, die in den leeren Gemächern wiederhallten, als ob der Schatten Deschartres' hinter mir her schreite.

Wenn ich mich recht erinnere, kehrte ich im März nach Paris zurück. Herr Dudevant kam nach La Châtre und acceptirte einen Vertrag, dessen Bedingungen unendlich vortheilhafter für ihn waren, als das richterliche Erkenntniß; aber kaum hatte er ihn unterschrieben, als er glaubte, ihn wieder umstoßen und Einspruch dagegen erheben zu müssen. Er that sehr unrecht daran, aber er war durch die Rathschläge meines armen Bruders erbittert, der sich, beweglich wie die Welle oder vielmehr wie der Wein, jetzt auf seine Seite schlug, nachdem er mir zuvor alle möglichen Waffen für den Kampf verschafft hatte. Auch die Stiefmutter des Herrn Dudevant machte es ihm zur Pflicht, die Sache weiter zu treiben, denn sie haßte mich auf's Bitterste, obgleich ich nie erfahren habe warum. Vielleicht empfand sie nur am Vorabende ihres Todes das Bedürfniß, irgend Jemand zu hassen, ein Bedürfniß, das am Tage ihres Todes in Haß gegen Alle, besonders gegen meinen Mann überging. Aber wie dem auch sei, sie versprach ihrem Stiefsohn ihre Erbschaft nur

unter der Bedingung, daß er sich jeder friedlichen Verständigung mit mir widersetzte.

Mein Mann benahm sich unklug dabei. Er wollte die Scheidung rückgängig machen, und reichte einen Bericht beim Tribunal ein, der durch zwei Mägde diktirt, man möchte sagen ausgefertigt war, die ich fortgeschickt hatte. Sein berühmter Advokat hatte ihm nicht abgerathen, sich dieser Zeugen zu bedienen — die Rathschläge dieses Advokaten sind zuweilen unheilbringend. Ein neurer Fall, der meine Seele unheilbar verwundete, ohne daß ein Nutzen für seinen Ruhm daraus entsprang, hat mir das auf's Grausamste bewiesen.

Was seine Einmischung in meine ehelichen Verhältnisse betrifft, so diente sie nur dazu, ihre Lösung, die auf friedliche Weise erfolgen konnte, herbe und bitter zu machen und die Richter mehr aufzuklären, als nöthig war. Sie begriffen nicht, warum sich mein Mann, der mich mit so seltsamen Beschuldigungen überhäufte, doch der Lösung unsrer Verbindung widersetzte. Sie fanden die Beleidigung genügend und sprachen, nachdem sie ihr erstes Urtheil wegen eines Formfehlers annullirt hatten, am 11. Mai 1836 ein zweites ganz gleiches Urtheil aus.

Ich war nach La Châtre zu Duteil zurückgekehrt und hatte die ganze Nacht mit Plänen und Vorbereitungen zu meiner Abreise verbracht. Ich hatte mir eine Summe von zehntausend Francs geborgt und war entschlossen, meine Kinder zu entführen und mit ihnen nach Amerika zu fliehen, wenn der unglückliche Bericht angenommen werden sollte.

Ich gestehe ohne Scrupel meine damalige Absicht, mich dem Gesetze zu entziehen, und wage es offen auszusprechen, daß das Ehescheidungsgesetz im Widerspruch mit dem Bewußtsein der Gegenwart steht und daß es zu den ersten gehören wird, denen die bessere Erkenntniß in der Zukunft zu Gute kommt.

Der erste Fehler dieses Gesetzes ist die Oeffentlichkeit der Verhandlung. Es zwingt die Eheleute, und zwar den unzufriedensten und am meisten verletzten Theil, sich in eine unmögliche Existenz zu finden oder die Wunden seines Herzens an den Tag zu legen. Würde es nicht genügen, unbescholtenen Gerichtspersonen, die das Geheimniß bewahren müßten, diese Wunden zu enthüllen, ohne die Verirrungen dessen aufzudecken, der sie schlug? Man fordert Zeugen, man macht einen Bericht; man setzt die angegebenen Fehler auf und zeigt sie an. Um die Kinder vor Einflüssen zu schützen, die vielleicht nur für den Augenblick verderblich sind, muß einer der beiden Gatten in der Gerichtskanzlei ein Erinnerungszeichen des Tadels gegen den andern hinterlassen. Aber das ist noch der leichteste und verborgenste Theil eines solchen Kampfes. Wenn der Gegner sich widersetzt, kommt es zur öffentlichen Gerichtsverhandlung und zum Zeitungsscandal. Eine schüchterne oder edelmüthige Frau muß also entweder darauf verzichten, ihren Mann zu respektiren oder ihre Kinder zu schützen, denn die eine dieser Pflichten widerstreitet der andern. Man sagt vielleicht: wenn sie sich nicht durch die Mutterliebe hätte fortreißen lassen, so würde sie die Zukunft ihrer Kinder der öffentlichen Moral und der Heiligkeit der Familie geopfert haben; dies

wären aber Sophismen, die man schwerlich anerkennen dürfte, und wenn man behauptet, daß die Mutterpflichten nicht über den Pflichten der Gattin stehen, so wird man wenigstens zugeben müssen, daß sie eben so heilig sind.

Und wenn der Mann die Scheidung verlangt, ist dann seine Pflicht nicht noch entsetzlicher? Eine Frau kann Ursachen der Unverträglichkeit angeben, welche genügen, um die Bande zu brechen, ohne den Mann zu entehren, dessen Namen sie trägt. Sie muß erweisen können, daß ihr Mann ein leichtsinniges Leben führt, sich zu heftigen Auftritten hinreißen läßt und Liebesverhältnisse im Hause hat, das ist jedenfalls viel verlangt, um sich von dem Unglück frei zu machen, welches diese Verletzungen der Sitte mit sich bringen, aber dies Alles sind keine Beschuldigungen, von denen sich der Mann in der öffentlichen Meinung nicht zu reinigen vermöchte. Ja, er vermag noch mehr als das; in unsrer Gesellschaft und bei unsern Vorurtheilen und Sitten wird ein Mann, jemehr er beschuldigt ist bei Frauen Glück gehabt zu haben, nur mit um so freundlicherem Lächeln von den Anwesenden bekomplimentirt. Dies gilt besonders von der Provinz; wer die Liebe und den Wein genossen hat, wird ein „lustiger Kumpan“ genannt und damit ist Alles gesagt. Man tadelt wohl ein wenig, daß er den Stolz seiner Frau nicht mehr geschont hat, man giebt zu, daß er unrecht that, heftig gegen sie zu werden — aber es ist das Recht des Mannes, eine absolute Herrschaft im Hause auszuüben, und wenn er die Form nur einigermaßen beobachtet hat, wird sein ganzes Geschlecht ihm mehr oder weniger Recht geben; und in der That, er kann sich zu gewissen Unmäßigkeiten

haben fortreißen lassen und in jeder andern Beziehung doch ein Ehrenmann sein.

Aber die Stellung der Frau, die man des Ehebruchs anklagt, ist eine andere. Man gesteht der Frau nur eine einzige Art der Ehre zu. Ist sie ihrem Manne untreu, so ist sie erniedrigt und beschmutzt; sie ist in den Augen ihrer Kinder entehrt und zu einer schimpflichen Strafe, der Gefängnißstrafe verurtheilt. Das hat ein betrogner Mann, der seine Kinder dem schlechten Beispiele entziehen will, zu überstehen, wenn er eine gerichtliche Scheidung verlangt. Er kann sich weder über Beleidigungen noch über schlechte Behandlung beklagen. Er ist der Stärkste und hat das Recht für sich, man würde ihm in's Gesicht lachen, wenn er angeben wollte, seine Frau hätte ihn geschlagen. Er muß sich also über Ehebruch beklagen und einen moralischen Todtschlag an der Frau begehen, die seinen Namen trägt. Vielleicht ist es, um ihm die Nothwendigkeit dieses moralischen Mordes zu ersparen, daß ihm das Gesetz das Recht zuspricht, einen wirklichen leiblichen Mord an ihr zu begehen. —

Welche Lösungen des häuslichen Unglücks! Es ist furchtbar und kann die Seele des Kindes tödten, das verurtheilt ist, die ganze Dauer des Zwistes zwischen seinen Eltern mit anzusehen oder den Ausgang desselben zu erfahren.

Aber das ist noch immer nicht das Schlimmste, der Mann hat noch ganz andere Rechte. Er kann seine Frau der Schande preisgeben, kann sie in's Gefängniß bringen lassen und sie dann verurtheilen, zu ihm zurückzukehren und seine

Verzeihung und seine Liebkosungen zu erdulden! Wenn er ihr die letzte Demüthigung, die schlimmste von allen, erspart, so kann er ihr ein Leben voll Galle und Bitterkeit bereiten; er kann ihr jede Stunde ihr Vergehen vorwerfen und sie ewig in demüthigender Knechtschaft und unter dem Schrecken der Drohungen schmachten lassen.

Denkt Euch die Rolle einer Mutter unter dem Gewicht einer solchen erniedrigenden Barmherzigkeit! Sehet das Benehmen der Kinder, die verurtheilt sind, über sie zu erröthen oder sie freizusprechen und den Urheber ihrer Bestrafung zu verabscheuen! Sehet das Benehmen der Verwandten, der Freunde und Diener! Denkt Euch einen unerbittlichen Mann, eine herausfordernde Frau, und Ihr habt eine tragische Häuslichkeit. Denkt Euch einen inkonsequenten und zu manchen Zeiten gutmüthigen Mann, und eine Frau ohne Gedächtniß und ohne Würde, und Ihr habt eine lächerliche Häuslichkeit. Aber denkt Euch niemals einen wirklich großherzigen und ehrenhaften Mann, der im Stande ist, im Namen der Ehre zu strafen und im Namen der Religion zu verzeihen. Ein solcher Mann wird seine Strenge und seine Milde im Geheimen üben und niemals die Gesetze anrufen, um öffentlich eine Schande bestrafen zu lassen, die zu verwischen nicht in seiner Macht steht.

Diese gerichtliche Doktrin wurde indessen durch die Rathgeber meines Mannes befolgt und später durch einen braven Mann, einen Advokaten aus der Provinz, vertheidigt, der vielleicht nicht ohne Talent, aber gezwungen war, unter dem Einflusse eines unmoralischen und empörenden Systems absurd zu sein. Er sprach, wie ich mich entsinne, im Namen

der Religion, des Gesetzes und des Rechts und wollte den Typus der evangelischen Liebe in dem Bilde Christi anrufen, aber er behandelte ihn nur als Philosophen und Propheten und konnte sich nicht entschließen ihn zum Gott zu machen. Ich glaube es wohl: die Sanction eines Gottes für eine Rache anzurufen, die der Verzeihung vorangehen sollte, wäre ein Sacrilegium gewesen.

Fügen wir hinzu, daß diese sogenannte legitime Rache durch Verläumdungen hervorgerufen sein kann, die man in einem Augenblicke krankhafter Reizbarkeit in sich aufnahm; die Rachgier gewisser Bedientenseelen weiß den muthmaßlichen Fehler mit fabelhaften Thatsachen zu schmücken.

Ein Mann, der sich autorisirt sieht, den Verdacht gegen die Ehre seiner Frau auszusprechen, und so weit geht, daß er versucht, die Beweise dafür zu liefern, riskirt dabei seine Ehre oder seinen Verstand.

Nein, wenn das eheliche Band im Herzen gebrochen ist, kann es die Hand der Menschen nicht wieder knüpfen. Die Liebe und der Glaube, die Achtung und die Verzeihung sind zu heilige Dinge, als daß man einen andern Zeugen dazu nehmen dürfte, als Gott. Das eheliche Band ist gebrochen, sobald es einem der Gatten widerwärtig geworden ist. Man müßte einen Familienrath, dem auch Magistratspersonen beiwohnten, zusammenberufen und diesem nicht die Gründe der Klage vorlegen, sondern nur die Wirklichkeit, die Stärke und die Beständigkeit der Unzufriedenheit. Die Beweise könnte die Zeit liefern. Man würde gewiß mit weiser Langsamkeit verfahren müssen und auf der Hut sein gegen strafbare Launenhaftigkeit und vorübergehenden Verdruß,

man würde nicht vorsichtig genug bei dem Urtheile über das Geschick einer Familie zu Werke gehen können; aber die Sentenz der Richter dürfte nur durch die moralische Ueberzeugung der Uneinigkeit und Unverträglichkeit bestimmt und begründet werden, die nicht an gerichtliche Formeln und Beweise geknüpft sein dürfte und dem Publikum unbekannt bleiben müßte. Man würde dann die Gerichte nicht mehr aus Haß und Rache anrufen, man würde sie überhaupt viel weniger in Anspruch nehmen.

Je mehr man die Ehescheidung erleichtert, um so größere Anstrengungen werden die Schiffbrüchigen in der Ehe machen, um das Schiff zu retten, ehe sie es verlassen. Wenn die Ehe wirklich eine heilige Bundeslade ist, wie der Geist des Gesetzes sagt, so macht, daß sie im Sturm nicht untergeht, macht, daß ihre ermüdeten Träger sie nicht in den Koth fallen lassen; macht, daß zwei Gatten, die durch die Pflicht der wohlverstandnen Menschenwürde gezwungen sind, sich zu trennen, das Band achten können, das sie lösen, und im Stande sind, gegenseitig ihren Kindern Ehrfurcht vor einander einzuflößen.

Diese Gedanken drängten sich mir am Vorabende des Tages auf, der über mein Schicksal entscheiden sollte. Mein Mann, der durch die im Urtheilsspruche ausgesprochenen Motive erbittert war und mich und meinen Advokaten alles Harte und Unzarte entgelten ließ, was die gerichtlichen Formeln haben, dachte an nichts als an Rache. Er sah in seiner Verblendung nicht, daß ich nur die unumgänglich nothwendigen Thatsachen angeführt und nur die Beweise beigebracht hatte, die das Gesetz verlangte. Und doch kannte

er das Gesetzbuch besser als ich, denn er war als Advokat eingeführt, aber da er für die starre Unbeweglichkeit der Gesetze schwärmte, hatte er sich nie bis zu der moralischen Kritik dieser Gesetze erhoben und folglich ihre Consequenzen nicht vorhergesehen.

Er antwortete also auf eine Anklage, in der man nur Thatsachen anführte, deren er sich zu rühmen pflegte, durch Beschuldigungen, die nur im hunderttausendsten Theile zu verdienen ich geschaudert haben würde. Sein Advokat weigerte sich, eine Schmähschrift zu lesen, und die Richter würden sich geweigert haben, sie anzuhören.

Er ging also über das Gesetz hinaus, das dem durch Vorwürfe beleidigten Gatten gestattet, die Vergehungen, deren man ihn anklagt, durch Gegenklagen zu motiviren. Aber das Gesetz, welches dieses Vertheidigungsmittel in einem Processe zuläßt, in dem der Mann die Scheidung verlangt, muß es als einen Akt der Rache verwerfen, wenn er sich gegen die Trennung sträubt. Das Gesetz spricht sich dann nur um so eher zu Gunsten der Frau aus, die sich für beleidigt erklärt, da dies Vertheidigungsmittel die ärgste aller Beleidigungen ist. Das traf auch hier ein.

Ich war indessen nicht ruhig über den Ausgang der Debatte. Ich wünschte im ersten Augenblicke der Entrüstung, daß man meinen Mann autorisire, den Verdacht zu beweisen, den er aussprach. Everard, der für mich sprach, wies jedoch den Gedanken an einen solchen Kampf zurück. Er hatte Recht, aber mein Stolz empörte sich, wenn ich mir die Möglichkeit dachte, daß den Richtern der geringste Zweifel bleiben könnte. „Dieser Zweifel," sagte ich, „gewinnt dann

vielleicht Raum genug in ihren Gedanken, daß sie mir, wenn sie die Scheidung aussprechen, die Erziehung meines Sohnes nicht anvertrauen."

Nachdem ich indessen Alles reiflich überlegt hatte, wurde mir klar, daß nichts für mich zu fürchten war, mochte die Sache zu Ende gehen, wie sie wollte. Es konnte kein Zweifel in die Herzen meiner Richter dringen, die Anklage trug zu sehr den Stempel der Tollheit.

Ich schlief fest ein. Ich war müde vom Denken, denn ich hatte jetzt zum ersten Male die Ehefrage im Allgemeinen und mit ziemlicher Klarheit überdacht. Niemals, das versichere ich, war ich mehr von der Heiligkeit des Ehebundes überzeugt gewesen, niemals waren mir die in unsern Sitten begründeten Ursachen ihrer Unhaltbarkeit deutlicher zum Bewußtsein gekommen, als in der Krisis, in welcher ich selbst Partei war. Ich empfand endlich eine unaussprechliche Ruhe, denn ich war von der Gerechtigkeit meiner Sache und der Reinheit meines Ideals überzeugt. Ich dankte Gott, daß er mir inmitten meiner Schmerzen die rechten Ansichten und die Liebe zur Wahrheit unverletzt erhalten hatte.

Um ein Uhr Nachmittags trat Felicia in mein Zimmer. „Wie! Sie können schlafen?" sagte sie. „Hören Sie denn, daß die Sitzung vorüber ist und daß Sie Ihren Proceß gewonnen haben und Moritz und Solange behalten dürfen. Stehen Sie schnell auf, um Everard zu danken, der gleich hier sein wird und die ganze Stadt zu Thränen gerührt hat."

Man machte noch mehrere Versuche, Herrn Dudevant zu einem Vergleich zu vermögen, während ich nach Paris

zurückkehrte, aber seine Rathgeber ließen ihm nicht Zeit zu vernünftiger Ueberlegung. Er appellirte also an den Gerichtshof zu Bourges, und ich nahm meinen Wohnsitz wieder in La Châtre.

Trotzdem ich in der Familie Duteil's sehr glücklich lebte und so viel als möglich verzärtelt wurde, litt ich doch etwas durch den Lärm der Kinder, welche aufstanden, wenn ich mich niederlegte, und von der Hitze, die in dem kleinen Hause und der engen Straße drückend wurde. Es ist mir immer schrecklich gewesen, den Sommer in einer Stadt zuzubringen, und von meiner Wohnung aus konnte ich nicht den kleinsten grünen Zweig sehen. Rozane Bourgoing bot mir ein Zimmer in ihrem Hause an und wir kamen überein, daß sich die beiden Familien allabendlich vereinigen sollten.

Herr und Madame Bourgoing und eine jüngere Schwester Rozane's, die sie wie ihr Kind behandelten und die fast eben so schön war wie ihre Schwester, bewohnten zusammen ein hübsches Haus mit einem Garten, der sich terrassenförmig an einem Abhange hinzog. Es war ein Theil des ehemaligen Walles und man sah von da aus in's Feld hinein und befand sich selbst wie im Freien. Die Indre floß dunkel und friedlich zwischen prächtigen Bäumen hin durch ein reizendes Thal und verlor sich im Grünen. Vor mir, auf dem andern Flußufer, erhob sich die Rochaille, ein mit Felsblöcken besäeter Hügel, der durch hundertjährige Nußbäume beschattet wurde. Etwas ferner bemerkte man das weiße Häuschen des Malgache und seitwärts von uns erhob sich der große viereckige Thurm des alten Schlosses der Lombault über die Landschaft.

Unser ganz mit Blumen bepflanztes Gärtchen spendete die angenehmsten Düfte, das Geräusch der Stadt war nicht zu nahe. Wir speisten im Freien an einer mit Geißblatt bedeckten Mauer und hatten die Füße auf den Platten eines kleinen Peristyls, zwischen denen sich Veilchen hervordrängten. Unsere Freunde tranken ihren Kaffee auf der Terrassenmauer, beim Gesange der Nachtigallen und dem Klappern der Mühlen am Flusse. Meine Nächte waren köstlich. Ich bewohnte ein großes Parterrezimmer, welches mit einem kleinen eisernen Bett, einem Stuhl und einem Tische meublirt war. Wenn sich meine Freunde entfernt hatten, konnte ich, ohne Jemand im Schlafe zu stören, in dem einer Citadelle ähnlichen Garten spazieren gehen, eine Stunde arbeiten, wieder hinausgehen, die untergehenden Sterne zählen, die aufgehende Sonne begrüßen, einen weiten Horizont und eine große Strecke Land überschauen, auf den Gesang der Vögel oder auf das Geschrei der Eulen horchen und mir einbilden, ich befände mich in dem einsamen Hause meiner Träume. Dort überarbeitete ich den letzten Theil der Lelia und vermehrte sie um einen Band. Ich glaube, mit Recht oder Unrecht, daß ich dort am meisten Dichter war.

Ich ging von Zeit zu Zeit nach Bourges und Everard kam dann und wann nach La Châtre. Wir kamen immer zusammen, um über den Proceß zu berathen, aber wir sprachen am allerwenigsten davon. Mir lag die Kunst im Sinne, Everard die Politik und Planet noch immer der Socialismus. Duteil und der Malgache machten aus Alledem ein Potpourri von Phantasie, Geist, Geschwätz und Heiterkeit. Fleury disputirte mit jenem Gemisch von Vernunft

und Enthusiasmus, die sich um den Besitz seines zugleich nüchternen und romantischen Kopfes stritten. Wir hatten einander viel zu lieb, um uns nicht zuweilen heftig zu zanken. Aber welches gute Gezänk war das! von inniger Herzlichkeit und homerischem Gelächter unterbrochen. Wir vermochten oft nicht uns zu trennen, man vergaß den Schlaf und diese sogenannten Ruhetage waren furchtbar ermüdend, aber sie befreiten die überladene Einbildungskraft von dem Uebermaße des republikanischen Eifers, das sich in den einsamen Stunden in uns aufhäufte.

Endlich kam mein unerträglicher Proceß in Bourges vor die Richter. Ich reiste Anfang Juli dorthin ab, nachdem ich Solange aus Paris geholt hatte. Ich wollte im Stande sein, mit ihr zu fliehen, wenn ich den Proceß verlor. Auch hatte ich für diesen Fall Vorkehrungen getroffen, Moritz zu entführen. Ich war im Geheimen immer im Kampfe gegen das Gesetz, das ich öffentlich anrief, und das war gewiß ein Widerspruch — aber das Gesetz war noch unlogischer als ich, denn es zwang mich, um mir meine Rechte als Mutter zu nehmen oder zuzusprechen, alle freundlichen Erinnerungen an mein eheliches Verhältniß in mir zu tödten, oder diese Erinnerungen im Herzen meines Mannes verkannt und verletzt zu sehen. Die Gesellschaft kann diese mütterlichen Rechte annulliren, und im Allgemeinen stellt sie dieselben unter die Rechte des Mannes, aber die Natur kümmert sich nicht um solche Meinungen und man wird eine Mutter niemals überzeugen, daß die Kinder ihr nicht etwas mehr zugehören als ihrem Vater. Die Kinder täuschen sich in dieser Beziehung eben so wenig.

Ich wußte, daß die Richter in Bourges sehr gegen mich eingenommen und durch phantastische Erzählungen über mich getäuscht waren. Als ich mich in der Stadt zeigte, angezogen wie andere Menschen, fragte man die, welche mich gesehen hatten, ob es wahr sei, daß ich rothe Hosen und Pistolen im Gürtel trage.

Herr Dudevant sah wohl ein, daß er mit seiner Gegenklage einen falschen Weg eingeschlagen hatte. Man rieth ihm nun, sich als einen durch Liebe und Eifersucht irre geführten Ehemann hinzustellen. Das war ein wenig spät und er spielte die Rolle, die seiner natürlichen Rechtlichkeit widersprach, sehr schlecht. Er mußte sich Abends unter meinen Fenstern und an meiner Thür zeigen, als beabsichtige er eine heimliche Zusammenkunft; aber sein Gewissen empörte sich gegen eine solche Komödie, und nachdem er einige Augenblicke in der Straße hin- und hergegangen war, sah ich ihn die Achseln zucken und sich lachend entfernen. Er that sehr Recht daran.

Ich wohnte damals bei einer Familie Tourangin, die mich gastfreundlich aufgenommen hatte und zu den angesehensten der Stadt gehört. Felix Tourangin, ein reicher Kaufmann und naher Verwandter der Familie Duteil, hatte zwei Töchter, wovon die eine verheirathet, die andere schon majorenn war, und vier Söhne; die jüngsten waren noch Kinder. Agasta und ihr Mann hatten mich begleitet. Rollinat, Planet und Papet waren uns gefolgt; die Andern stießen später zu uns; und so sah ich mein ganzes liebes Berry um mich versammelt. An die Familie Tourangin schloß ich mich an, als hätte ich von Jugend auf mit ihr gelebt.

Vater Felix nannte mich seine Tochter; Elisa, ein Engel an Güte und eine Frau von großen Verdiensten und bewunderungswürdiger Tugend, nannte mich Schwester. Ich wurde mit ihr die Mutter der kleinen Brüder. Die übrigen Verwandten besuchten uns oft und zeigten mir die liebevollste Theilnahme, und selbst Herr Mator, der Ober-Präsident, that dies, als mein Proceß beendigt war. Am Tage, als die Verhandlungen beginnen sollten, kam auch Emil Regnault und ein Sancerrois an, den ich wie einen Bruder geliebt und der irgend einen thörichten Streit gegen mich zu dem seinigen gemacht hatte. Er kam, um mir das Unrecht abzubitten, das ich längst vergessen hatte.

Der Advokat meines Mannes, welcher das schon früher angenommene System befolgte, sprach, wie ich schon sagte, zuerst von der Liebe meines Mannes, versprach die vollgültigsten Beweise für meine Verbrechen beizubringen und bat mir dann großmüthig nach der Erniedrigung Verzeihung an. Everard wies mit einer wunderbaren Beredsamkeit die abscheuliche Inkonsequenz dieser Philosophie nach. Wenn ich strafbar wäre, so müßte man mich verstoßen, sagte er, wäre ich es aber nicht, so solle man nicht den Großmüthigen spielen, jedenfalls sei die Großmuth nach der Rache auch schwer anzunehmen. Das ganze künstliche Gebäude der Liebe meines Mannes fiel aber vor den Beweisen zusammen. Everard las einen 1831 von Herrn Dudevant an mich gerichteten Brief, worin er mir sagte: „Ich werde nach Paris kommen, aber nicht bei Ihnen absteigen, denn ich will Sie eben so wenig stören, als ich wünsche von Ihnen gestört zu sein."

Auch noch andere Briefe wurden vorgelesen, in denen die Zufriedenheit des Herrn Dudevant mit meiner Abwesenheit so klar ausgesprochen war, daß man auf die nachträgliche Zärtlichkeit, die mir jetzt geboten wurde, unmöglich großen Werth legen konnte. Und warum vertheidigte sich Herr Dudevant gegen einen Mangel an Liebe? Je mehr er Böses von mir sagte, jemehr durfte er ja auf Entschuldigung rechnen. Indem er aber zugleich seine Neigung und meine Unwürdigkeit darzuthun versuchte, regte er selbst den Verdacht an, daß er nach eigennütziger Berechnung handle, und das war gewiß nicht sein Zweck.

Er fühlte das auch und nahm seine Appellation zurück, ehe das Urtheil gesprochen war, und so blieb der in La Châtre gefällte Richterspruch rechtskräftig für meine ganze Lebenszeit.

Wir nahmen also den alten Contrakt wieder auf, den er in Nohant ausgefertigt hatte und den ich, Dank seiner Unentschlossenheit, erst durch ein ganzes Jahr des Kampfes rechtsgültig hatte machen müssen.

Dieser alte Vertrag, der zur Basis für den neuen benutzt wurde, übertrug ihm die Sorge, die Erziehung meines Sohnes im Gymnasium zu überwachen und zu bezahlen. Ich war über diesen Punkt nicht mehr in Unruhe, seit wir zu einem friedlichen Vergleich zurückgekehrt waren, ich fürchtete nicht mehr von Moritz getrennt zu werden, aber sein Widerwille gegen die Schule konnte sich erneuern und ich entschloß mich nicht ohne Scrupel diesen Punkt als Vorbehalt anzunehmen. Everard, Duteil und Rollinat suchten mir zu beweisen, daß jeder Vergleich auch eine Versöhnung

herbeiführe; daß es eine Ehrensache für meinen Mann sei, einen Theil der Revenüen, die ich ihm überließ, für die Erziehung seines Sohnes zu verwenden; daß sich Moritz wohl befinde, ziemliche Fortschritte mache und sich an die Lebensweise gewöhnt zu haben scheine; ferner, daß er schon zwölf Jahr alt sei, und daß also in wenigen Jahren die Leitung seiner Ideen und die Wahl seines Berufs nur noch wenig von seinen Eltern, sondern meist von ihm selbst abhängig wäre; daß mich seine leidenschaftliche Liebe aller Sorge entheben müsse und die Baronin Dudevant ein schweres Spiel haben würde, wenn sie mir sein Herz und sein Vertrauen rauben wollte. Das waren sehr gute Gründe, aber ich gab doch nur mit Widerstreben nach. Ich hatte die Vorahnung neuer Kämpfe. Man sagte mir vergebens, daß die gemeinsame Erziehung eine Nothwendigkeit und stärkend für Körper und Geist sei; es schien mir, als passe sie nicht für Moritz, und ich betrog mich nicht. Ich gab nach, weil ich fürchtete, ich nähme eine dem Gegenstande meiner Sorge verderbliche Herzensschwäche für mütterlichen Instinkt. Herr Dudevant schien in Bezug auf die Verwendung der Ferien seines Sohnes keine Einwendungen machen zu wollen. Er versprach mir Moritz zu schicken, sobald die Ferienzeit beginnen würde, und hielt Wort.

Ich umarmte die vortreffliche Elisa und ihre Familie, die mir gleich beim ersten Sehen mit so vieler Liebe entgegengekommen und am Morgen, als der Proceß begann, in die Messe gegangen war, um für mich zu beten. Ich umarmte die liebenswürdigen Kinder des Hauses und die braven Freunde, die mich mit brüderlicher Sorgfalt umgeben

hatten, und reiste nach Nohant ab, wo ich mit Solange am Tage der heiligen Anna, der Schutzpatronin des Dorfes, eintraf. Man tanzte unter den großen Ulmen und der rauhe, schneidende Ton des Dudelsacks, der dem Ohre so theuer ist, das ihn von Jugend auf gehört hat, konnte mir als gute Vorbedeutung erscheinen.

Eilftes Kapitel.

Die Reise nach der Schweiz. — Madame d'Agoult. — Ihr Salon im Hotel de France. — Moritz wird krank. — Aerger und Kummer. — Ich bringe ihn nach Nohant. — Ein Brief von Pierret. — Ich reise nach Paris. — Meine kranke Mutter. — Rückblick auf mein Verhältniß zu ihr seit meiner Verheirathung. — Ihre letzten Augenblicke. — Pierret. — Ich hole Moritz. — Ich reise Solange nach. — Die Unterpräfektur zu Nerac. — Die Rückkehr nach Nohant. — Neue Erörterungen. — Zwei schöne Kinder, für fünfzigtausend Francs. — Arbeit, Ermüdung und Wille. — Vater und Mutter.

Ich hatte mir noch keine Ruhe erkämpft, im Gegentheil, ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich in Folge einer Verwaltung, die in vieler Beziehung Veränderungen erfahren mußte, und in Folge der Schulden, die man mir ohne unmittelbare Entschädigung aufbürdete, in große Verlegenheiten kommen würde. Aber ich hatte das Haus meiner Erinnerungen, um die späteren Erinnerungen meiner Kinder zu schützen. Ist es wohl Recht, so fest an einer Wohnung zu hängen, in der die Geschichte des eignen Lebens in geheimnißvollen und unlesbaren Ziffern auf alle Mauern geschrie-

ben ist, durch gute und böse Erinnerungen, die Euch bei jeder Erschütterung der Seele umringen und Euch tiefe Gefühle oder kindischen Aberglauben einflößen? Ich weiß nicht, ob es Recht ist, aber wir sind Alle so. Das Leben ist so kurz, daß wir, um es ernstlich zu nehmen, genöthigt sind, es zu verdreifachen, d. h. unser Leben durch den Gedanken an das der Verwandten zu knüpfen, die uns vorangingen, und an das der Kinder, die uns überleben werden.

Im Ganzen kehrte ich nicht mit der Einbildung nach Nohant zurück, hier für immer eine Oase gefunden zu haben. Ich fühlte wohl, daß ich mein bewegtes Herz und meinen arbeitenden Geist mitgebracht hatte.

Liszt war in der Schweiz und veranlaßte mich, auf einige Zeit dorthin zu einer Frau zu kommen, mit der er mich bekannt gemacht hatte und die er in Genf, wo sie sich für einige Zeit niedergelassen hatte, oft sah. Es war die schöne, graziöse, witzige Gräfin d'Agoult, die überdies noch mit dem außerordentlichsten Geiste begabt war. Sie lud mich ebenfalls in der liebenswürdigsten Weise ein, und ich betrachtete diese Reise, nach dem Ekel des positiven Lebens, in dem ich mich in der letzten Zeit bewegt hatte, als eine nützliche Erfrischung für meinen Geist. Es war ein hübscher Ausflug für meine Kinder, und ein Mittel, ihnen das Erstaunen über ihre neue Stellung zu ersparen und sie zugleich den Erklärungen und Erzählungen zu entziehen, die in den ersten Augenblicken der häuslichen Revolution zu ihren Ohren kommen konnten. Sobald mir also die Ferien Moritz brachten, reiste ich mit ihm, seiner Schwester und Ursula ab.

Nachdem wir zwei Monate mit unsern Freunden in den angenehmsten Verhältnissen verlebt, und viele interessante Ausflüge gemacht hatten, kehrten wir Alle nach Paris zurück. Ich wohnte einige Zeit in einem Hotel garni, denn meine Mansarde am Quai Malaquais war fast in Trümmer gefallen, und der Eigenthümer hatte die Miether herausgewiesen, um Reparaturen vorzunehmen. Ich hatte diese theure Mansarde, in der ich so oft mit trügerischen Träumen und tiefer Traurigkeit kämpfte, mit um so größerm Bedauern verlassen, da mein einsames Atelier im Parterre, das wieder eine glänzende Wohnung geworden war, von einer vortrefflichen Frau, der schönen Herzogin von Caylus, bewohnt wurde, die in zweiter Ehe mit Herrn Louis von Rochemur lebte. Sie hatten zwei reizende kleine Mädchen, und wo es Kinder gibt, bin ich leicht hinzuziehen. Ich wurde bald, trotz meines menschenscheuen Wesens, durch die herzlichste gegenseitige Sympathie an sie gefesselt. Da diese Hausgenossenschaft meine häuslichen Neigungen nicht beeinträchtigte, sah ich sie sehr oft. Ich brauchte nur die Treppe hinunter zu gehen. Bei ihnen habe ich zum ersten Male Herrn von Lamartine und Herrn Berryer gesehen.

Im Hotel de France, wo ich mit der Gräfin d'Agoult wohnte, war das Leben für einige Tage sehr angenehm. Sie empfing viele Schriftsteller, Künstler und Gelehrte. Bei ihr und durch sie lernte ich Eugen Sue, den Baron von Eckstein, Chopin, Mickiewicz, Nourrit, Victor Schölcher und Andere kennen. Meine Freunde wurden auch die ihrigen; Lamennais, Pierre Leroux, Heinrich Heine u. s. w. kannte sie schon. Ihr Salon, den sie in einem Wirthshause impro-

visirt hatte, war also der Sammelplatz einer auserwählten Gesellschaft, worin sie mit der höchsten Anmuth präsidirte und wo sie durch ihr umfassendes Verständniß und die Vielseitigkeit ihrer zugleich ernsten und poetischen Anlagen allen diesen verschiednen Geistesgrößen gleichstand.

Man machte dort köstliche Musik und konnte sich in der Zwischenzeit, wenn man den Gesprächen zuhörte, belehren lassen. Die Gräfin d'Agoult sah auch Madame Marliani, unsere gemeinschaftliche Freundin, die einen leidenschaftlichen Kopf und ein mütterliches Herz besaß, aber ein unglückliches Schicksal hatte, weil sie das reelle Leben unter das Ideal ihrer Phantasie und die Forderungen des Gefühls beugen wollte.

Aber es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen geistigen Größen ausführlich zu beurtheilen, mit denen ich seit jener Zeit mehr oder weniger in Berührung kam; es würde mich zu weit von meiner eignen Geschichte abbringen. Ich zweifle nicht, daß es interessanter sein würde für mich und Andere, — aber ich nähere mich der Grenze, die mir gesteckt ist, und sehe, daß mir, wenn Gott mir das Leben schenkt, noch reiches Material für eine andere Arbeit und vielleicht für ein besseres Buch bleibt.

Ich besaß nicht die Mittel, in Paris zu wohnen, und fand keinen Geschmack an einem so regen Leben, aber ich wurde gezwungen, dort zu bleiben. Moritz wurde krank. Die Lebensweise im Lyceum, an die er sich seit einem Jahre zu gewöhnen schien, wurde ihm plötzlich verderblich; die Aerzte entdeckten nach wiederholtem, scheinbar unbedeutendem Unwohlsein den Anfang zu einer Herzerweiterung. Ich wollte

ihn sogleich mit nach Nohant nehmen, aber Dudevant, der sich damals in Paris befand, widersetzte sich diesem Vorhaben. Ich wollte nicht gegen die väterliche Autorität ankämpfen, obgleich ich meine Rechte geltend machen konnte. Ich durfte meinen Sohn vor allen Dingen nicht den Ungehorsam gegen seinen Vater lehren. Ich hoffte diesen durch Sanftmuth zu besiegen, und ihn von der Nothwendigkeit der Maßregel zu überzeugen.

Das war für ihn sehr schwierig und für mich außerordentlich schmerzlich. Leute, die das Glück haben, eine vortreffliche Gesundheit zu besitzen, glauben nicht leicht an Uebel, die sie nicht kennen. Ich schrieb an Herrn Dudevant, sah ihn bei mir, ging zu ihm und vertraute ihm Moritz von Zeit zu Zeit an, damit er sich von der Krankheit überzeugen könnte — aber er wollte nichts hören. Er glaubte an eine aus mütterlicher Zärtlichkeit hervorgehende Verschwörung, welche die Schwäche und Trägheit des Kindes unterstützen sollte. — Er irrte sich. Ich hatte den Thränen meines Sohnes und meinen eignen Befürchtungen lange und mit Festigkeit widerstanden — aber ich sah wohl, daß das Kind zu Grunde ging, indem es sich unterwarf. Ueberdies weigerte sich der Vorsteher der Anstalt, die Verantwortlichkeit seines Wiedereintritts zu übernehmen. Das Mißtrauen des Vaters steigerte die Krankheit. Es war Moritz schmerzlich, daß man ihn, der nie eine Unwahrheit gesagt hatte, im Verdacht der Lüge haben konnte. Jeder Vorwurf, den man ihm wegen seines Kleinmuths machte, jeder Zweifel an der Wahrheit seines Uebels drückte einen Stachel in das arme kranke Herz. Er wurde sichtlich hinfälliger, schlief

nicht mehr, und war zuweilen so schwach, daß ich ihn in's Bett tragen mußte. Eine Consultation mit Levrault, dem Arzte des Lyceums Henri IV., Gaubert, Marjolin und Guersant überzeugte Herrn Dudevant nicht, obgleich ich die beiden letzten Aerzte nicht kannte, und man sie also nicht im Verdacht der Gefälligkeit gegen mich haben konnte. Endlich aber, nach Wochen voll Thränen und Angst, wurden wir, mein armes Kind und ich, für immer vereinigt. Herr Dudevant wollte Moritz eine Nacht bei sich behalten, um sich zu überzeugen, ob er wirklich Fieber und Phantasien habe, und er überzeugte sich so vollständig, daß er mir am folgenden Morgen schrieb, ich möchte schnell kommen ihn zu holen. Ich ging sogleich hin und als mich Moritz sah, sprang er mit den bloßen Füßen auf den Fußboden, klammerte sich an mich an, und wollte fast nackend fort.

Sobald sich das Fieber etwas gemildert hatte, reisten wir nach Nohant ab. Es machte mir Sorge, Moritz der ärztlichen Behandlung Gaubert's zu entziehen, der ihn täglich dreimal besuchte, aber dieser rieth mir selbst, ihn fortzubringen. Er hatte das Heimweh und schrie in seinen unruhigen Nächten oft mit herzzerreißender Stimme: Nohant, Nohant!! Es war zur fixen Idee bei ihm geworden, zu glauben, sein Vater könne ihn wieder holen, wenn er in Paris bliebe. „Dies Kind athmet nur durch Ihren Hauch," sagte mir Gaubert, „Sie sind sein Lebensbaum, und der einzige Arzt, den er braucht."

Wir machten die Reise mit Solange in kurzen Tagestouren per Post. Moritz fand schnell Schlaf und Appetit wieder, aber es kehrten noch oft heftige rheumatische Schmerzen

in allen Gliedern und ein Kopfweh wieder, das ihn zu Allem unfähig machte. Er verbrachte den Rest des Winters in meinem Zimmer, und wir trennten uns sechs Monate lang nicht auf eine Stunde. Seine classische Erziehung wurde allerdings unterbrochen, denn er war nicht im Stande, die Schularbeiten wieder aufzunehmen, ohne sich die heftigsten Kopfschmerzen zuzuziehen.

Die Gräfin d'Agoult hielt sich einige Zeit bei mir auf. Liszt, Charles Didier, Alexander Rey und Bocage kamen ebenfalls. Wir verlebten einen köstlichen Sommer, und das Piano des großen Künstlers verschaffte uns herrliche Genüsse. Aber dieser sonnenhellen Zeit, die einer friedlichen Beschäftigung und der angenehmsten Erholung gewidmet war, folgten schmerzensreiche Tage.

Ich erhielt eines Tages beim Mittagsessen einen Brief von Pierret, welcher mir sagte: „Ihre Mutter ist plötzlich sehr krank geworden. Sie fühlt, daß ihre Krankheit gefährlich ist, und die Furcht vor dem Tode verschlimmert das Uebel. Kommen Sie erst in einigen Tagen. Wir müssen sie auf Ihre Ankunft vorbereiten, als hätte diese nichts mit ihrer Krankheit zu thun. Schreiben Sie ihr, als wüßten Sie nichts, und suchen Sie einen Vorwand für Ihre Reise nach Paris.“ Am folgenden Tage schrieb er mir: „Verzögern Sie Ihr Kommen noch ein wenig. Sie hat Argwohn geschöpft. Wir haben die Hoffnung auf ihre Wiederherstellung noch nicht aufgegeben.“

Die Gräfin d'Agoult reiste nach Italien. Ich vertraute Moritz Gustav Papet an, der nur eine halbe Stunde von Nohant wohnte; ließ Solange bei Fräulein Rollinat, die

ihre Erziehung in Nohant leitete, und reiste zu meiner Mutter.

Seit meiner Verheirathung hatte ich keine Ursache zu ernsten Zwistigkeiten mit ihr gehabt, aber ihr unruhiger Charakter hatte nicht aufgehört mir Schmerz zu bereiten. Sie war zuweilen nach Nohant gekommen, hatte dort ihrer unfreiwilligen Ungerechtigkeit den Zügel schießen lassen, und die harmlosesten Leute mit ihrem unerklärlichen Mißtrauen verfolgt. Aber es war mir zu jener Zeit gelungen, durch eine ernste Erklärung einige Gewalt über sie zu bekommen. Ich liebte sie noch immer mit einer Leidenschaft, die durch die gerechten Ursachen zur Klage nicht gestört werden konnte. Mein literarischer Ruf bereitete ihr abwechselnd Zorn und Freude. Sie fing immer damit an, die übelwollenden Kritiken gewisser Journale zu lesen, in denen meine Grundsätze und Sitten auf die gemeinste Weise verdächtigt wurden, und kam dann in der Ueberzeugung, daß ich das Alles verdiene, zu mir oder schrieb mir, um mich mit Vorwürfen zu überhäufen und um mir eine Masse beleidigender Artikel zu bringen oder zu schicken, die ohne sie niemals in meine Hände gelangt sein würden. Ich fragte sie dann, ob sie das auf solche Weise verurtheilte Buch gelesen habe. Sie hatte es nie gesehen, bevor sie es verdammte. Sie las es nun, nachdem sie versichert hatte, sie werde es nicht aufmachen, und war dann so blind eingenommen für mein Werk, wie es nur eine Mutter sein konnte. Sie erklärte es für erhaben, und die Kritik für niederträchtig — und das wiederholte sich bei jedem neuen Buche.

Und so war es mit allen Dingen und zu allen Zeiten.

Jede Reise, jeder Aufenthaltsort, jede Person, die sie bei mir sah, mochte sie alt oder jung, Mann oder Frau sein, jeder Hut, den ich auf dem Kopfe, und jeder Schuh, den ich am Fuße hatte, gab ihr Veranlassung zum Tadel und zu unaufhörlichen Quälereien, die in ernsthaften Zank und in heftige Vorwürfe übergingen, wenn ich mich nicht beeilte, ihr zu ihrer Befriedigung zu versichern, daß ich meine Pläne, meine Gesellschaft und meinen Anzug ändern und ganz nach ihren Wünschen einrichten würde. Ich riskirte dabei nichts, denn sie hatte schon am folgenden Tage die Ursache ihres Verdrusses vergessen, aber es gehörte viel Geduld dazu, bei jeder Zusammenkunft eine neue unvorhergesehene Laune zu ertragen. Ich hatte Geduld, aber es machte mich unendlich traurig, daß ich ihre Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit nur hinter ewigen Stürmen erblicken konnte.

Seit mehreren Jahren wohnte meine Mutter am Boulevard Poissonière No. 6, in einem Hause, welches seitdem verschwunden ist, um dem Hause du pont de fer Platz zu machen. Sie lebte fast immer allein, denn sie konnte keine Magd acht Tage behalten. Ihr kleines Logis, das sie immer selbst mit peinlicher Sorgfalt reinigte, war mit Blumen geschmückt und glänzte im Sonnenlichte, denn sie wohnte gegen Mittag und hielt ihr Fenster im Sommer für die Hitze, den Staub und den Lärm des Boulevards offen; sie hatte niemals genug Paris in ihrem Zimmer. „Ich bin Pariserin mit dem Herzen," pflegte sie zu sagen, „und Alles, was Andere in Paris abstößt, gefällt mir und ist mir nothwendig. Es ist mir niemals zu kalt oder zu heiß, und ich liebe die staubigen Bäume der Boulevards und die schwarzen Bäche, die sie

netzen, mehr als alle Eure Wälder, in denen man sich fürchtet, und alle Eure Flüsse, in denen man ertrinken kann. Gärten liebe ich nicht mehr, sie erinnern mich zu sehr an den Kirchhof. Die Stille auf dem Lande ängstigt und langweilt mich. Paris macht den Eindruck auf mich, als habe es alle Tage Festtag, und diese ewige Bewegung, die mir als Heiterkeit erscheint, rettet mich vor mir selber. Ihr wißt wohl, daß ich an dem Tage, wo ich nachdenken muß, sterben werde." Arme Mutter, sie dachte in den letzten Tagen ihres Lebens viel nach!

Obwohl mehrere meiner Freunde, die Zeuge ihrer Heftigkeit gegen mich oder ihrer Launen gewesen waren, mir vorwarfen, ich wäre zu schwach ihr gegenüber, so konnte ich mich doch nie einer heftigen Gemüthsbewegung erwehren, wenn ich sie besuchte. Zuweilen ging ich an ihren Fenstern vorüber, brennend vor Sehnsucht, sie zu besuchen, aber ich blieb in plötzlicher Angst vor der Scene, die mich vielleicht erwartete, auf halbem Wege stehen. Indessen erlag ich doch meist meiner Sehnsucht, und wenn ich Festigkeit genug gehabt hatte, acht Tage nicht zu ihr zu gehen, konnte ich eine geheime Ungeduld nicht bemeistern. Ich ging dann aus und erkannte die Kraft dieses Instinktes an dem seltsamen Eindruck, den ich empfing, wenn ich die Thür ihres Hauses erblickte. Es war ein kleines Gitter, welches auf eine Treppe führte, die man hinabsteigen mußte. Unten wohnte ein Kaufmann, der, wie ich glaube, zugleich das Amt eines Portiers besorgte, denn es schrie mir immer eine Stimme aus dem Laden zu: „Sie ist zu Hause, gehen Sie hinauf!" Man durchschritt dann einen kleinen Hof und stieg in die

erste Etage hinauf, dann gelangte man in einen Gang und stieg noch drei andere Treppen hinauf. Man hatte also Zeit zur Ueberlegung und diese kam mir immer in dem finstern Gange, in dem ich mir sagte: „Welches Gesicht wird mich oben erwarten? Ein gutes oder ein schlimmes, ein lächelndes oder verstörtes? Was wird sie heute erfinden, um sich zu ärgern?“

Aber ich erinnerte mich an die freundliche Aufnahme, die mir zu Theil wurde, wenn ich sie in guter Stimmung traf. Wie schrie sie dann auf vor Freude, wie glänzten ihre Augen, wie zärtlich küßte sie mich! Für diesen Ausruf, diesen Blick und diesen Kuß konnte ich wohl zwei bittre Stunden riskiren. Dann wurde ich ungeduldig, die Treppen schienen mir unerträglich lang, ich sprang schnell hinauf, kam ebenso innerlich bewegt wie athemlos oben an, und mein Herz klopfte, als ob es zerspringen sollte, wenn ich die Klingel zog. Ich horchte an der Thür und wußte sogleich mein Schicksal; sie kannte meine Art und Weise zu klingeln, und wenn sie guter Laune war, hörte ich sie ausrufen, wenn sie die Hand an's Schloß legte: „Ah, es ist meine Aurora!“ Wenn sie aber von düstern Gedanken geplagt war, kannte sie mein Klingeln nicht, oder wollte wenigstens nicht sagen, daß sie es erkannte, sondern rief: „Wer ist da?“

Dieses „Wer ist da?“ fiel mir wie ein Stein auf die Brust. Zuweilen dauerte es lange, ehe sich meine Mutter erklärte oder beruhigte — aber wenn ich ihr erst ein Lächeln abgelockt hatte, oder wenn Pierret kam und meine Partie nahm, ging die heftige Scene in Heiterkeit über und ich führte sie in's Theater oder zum Mittagessen zu einem

Restaurant. Sie nannte das eine Lustpartie, amüsirte sich dabei, wie in ihrer Jugend, und war so liebenswürdig, daß man Alles vergaß.

Aber an manchen Tagen war es ganz unmöglich, sich zu verständigen, und zuweilen gerade dann, wenn die Klingel ihre zärtlichsten Gefühle wachgerufen hatte und ich gut empfangen worden war. Es kam ihr zuweilen in den Sinn, mich aufzuhalten, um mich mit Neckereien zu quälen, aber wenn ich den Anzug des Sturmes bemerkte, ging ich erkältet und ermüdet fort und lief eben so ungeduldig die Treppen hinab, als ich hinauf gestiegen war.

Um einen Begriff davon zu geben, auf welche Weise sie Streit herbeiführte, wird es genügen, ein Beispiel anzuführen, welches zugleich beweist, daß ihr Herz bei den Extravaganzen ihrer Phantasie unbetheiligt war.

Ich trug ein Armband von den Haaren meines Sohnes, die blond und seidenweich, mit einem Worte von einer Farbe und Feinheit waren, daß man sogleich das Haar eines Kindes erkennen mußte. Alibaud war eben hingerichtet und man hatte meiner Mutter gesagt, er hätte lange Haare gehabt. Ich habe Alibaud nie gesehen, aber man hat mir gesagt, daß er brünett war. Dies hinderte indessen meine arme Mutter, deren Kopf von diesem Drama erfüllt war, durchaus nicht, sich einzubilden, daß dieses Armband von seinen Haaren wäre. „Es ist mir Beweis genug," sagte sie, „daß dein Freund Charles Ledru den Mörder vertheidigt hat." Ich kannte zu jener Zeit Charles Ledru noch nicht einmal von Ansehn, aber ich konnte sie nicht überzeugen. Sie verlangte, daß ich das theure Armband in's Feuer würfe, das den ganzen

goldigen Haarschmuck der ersten Jugend meines Sohnes enthielt, und das sie schon zehn Mal an meinem Arme gesehen hatte, ohne es zu beachten. Ich mußte fortlaufen, um sie zu hindern, es mir abzureißen. Ich ging oft lachend davon, aber ich fühlte, daß mir dabei große Thränen über die Backen liefen. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, sie in den Augenblicken so unglücklich und irritirt zu sehen, wo ich ihr mein ganzes Herz entgegenbrachte, mein Herz, das oft von geheimem Kummer gepeinigt war, den sie wahrscheinlich nicht verstanden hätte, den sie aber durch eine Stunde ihrer Liebe lindern und heilen konnte.

Als ich mich entschlossen hatte, gerichtlich gegen meinen Mann aufzutreten, war der erste Brief, den ich schrieb, an sie gerichtet. Sie kehrte damals mit einer Herzlichkeit zu mir zurück, die sie nicht wieder verläugnete. Bei den Reisen nach Paris, die ich während des Processes unternahm, fand ich sie immer gleich liebenswürdig — sie war mir also seit Jahren wieder das geworden, was sie mir in der Kindheit gewesen war. Sie richtete ihre Neckereien jetzt gegen Moritz, den sie nach ihrem Geschmacke hätte leiten mögen, der sich dieser Absicht aber etwas hartnäckiger widersetzte, als mir lieb war. Sie betete ihn trotzdem an und es war nöthig, daß ich sah, wie sie sich diesen kleinen Launen überließ, um mich nicht über die angenehme Veränderung zu beunruhigen, die in Bezug auf mich mit ihr vorgegangen war. Es gab Momente, wo ich zu Pierret sagte: „Meine Mutter ist jetzt anbetungswürdig, aber ich finde sie weniger heiter und weniger lebhaft. Sind Sie sicher, daß sie nicht krank ist?“ „O nein,“ antwortete er mir dann, „sie befindet sich im Gegen-

theil wohler. Sie hat das kritische Alter überstanden, und jetzt ist sie wieder, wie sie in ihrer Jugend war, eben so liebenswürdig und eben so schön." Und so war es in der That. Wenn sie sich ein wenig angezogen hatte, und sie zog sich reizend an, so sah man ihr, wenn sie über den Boulevard ging, ungewiß über ihr Alter und erstaunt über die vollkommene Schönheit ihrer Züge nach.

Als ich, durch die schreckliche Nachricht von ihrem nahen Ende nach Paris gerufen, dort ankam, hatten mir die letzten Berichte doch noch große Hoffnungen gelassen. Ich ging so eilig als möglich nach ihrem Hause, stieg die Treppe hinab, wurde aber von dem Kaufmann angehalten, der mir sagte: „Madame Dupin ist nicht mehr hier!" Ich glaubte, er wollte mir auf diese Weise ihren Tod anzeigen, ich dachte an die offnen Fenster, die mir als ein gutes Zeichen erschienen waren, aber ebenso leicht das Zeichen einer ewigen Abreise sein konnten — doch der Mann beruhigte mich. „Erschrecken Sie nicht," sagte er, „es geht ihr nicht schlimmer, aber sie hat sich in eine Kranken-Pflege-Anstalt bringen lassen, um weniger Lärm und einen Garten zu haben. Herr Pierret wollte Ihnen das schreiben."

Ich hatte den Brief nicht erhalten; eilte nun nach dem bezeichneten Hause und hoffte meine Mutter als Reconvalescentin anzutreffen, da sie sich um den Genuß eines Gartens kümmerte.

Ich fand sie in einem entsetzlichen kleinen Zimmer ohne Luft, auf einem elenden Lager und so verändert, daß ich sie kaum wiedererkannte. Sie war hundert Jahr alt geworden. Als sie mich sah, legte sie ihre Arme um meinen

Hals und sagte: „Ach! nun bin ich gerettet. Du bringst mir das Leben!“ Meine Schwester, die bei ihr war, erklärte mir leise, daß die Wahl dieses schlechten Aufenthaltsortes eine Phantasie der Kranken sei, aber keine Nothwendigkeit. Sie bildete sich nämlich in den Stunden des Fiebers ein, daß sie von Dieben umgeben sei, versteckte einen Sack voll Geld unter ihrem Kopfkissen und wollte kein besseres Zimmer bewohnen, weil sie fürchtete, sie könnte sonst den eingebildeten Räubern verrathen, daß sie Geld besitze.

Für den Augenblick mußte ich in die Idee eingehen, aber nach und nach besiegte ich sie. Die Pflegeanstalt war schön und geräumig. Ich miethete das beste nach dem Garten gelegene Zimmer und den folgenden Tag willigte sie ein, es zu beziehen. Auch meinen lieben Gaubert führte ich ihr zu, dessen sanftes, theilnehmendes Gesicht ihr gefiel, und dem es gelang, sie zur Befolgung seiner Vorschriften zu vermögen. Aber gleich nachher führte er mich in den Garten, um mir zu sagen: „Schmeicheln Sie sich nicht mit der Hoffnung, daß sie wieder gesund werden könnte, die Leber ist entsetzlich geschwollen. Die Periode der heftigen Schmerzen ist vorüber. Sie wird ohne Schmerzen sterben. Sie können den unglücklichen Moment nur durch moralische Einflüsse verzögern. In Bezug auf die leibliche Pflege kann ich Ihnen nur anrathen, die Wünsche der Kranken in allen Dingen zu erfüllen. Sie hat nicht die Kraft, etwas zu wollen, was ihr geradezu verderblich werden kann. Meine Aufgabe besteht nur darin, ihr unschädliche Dinge zu verschreiben und mir den Anschein zu geben, als rechnete ich mit Sicherheit auf ihre Wirkung. Sie läßt alle Eindrücke

auf sich wirken, wie ein Kind. Beschäftigen Sie ihren Geist mit der Hoffnung auf baldige Genesung, damit sie sanft und ohne Bewußtsein stirbt." Dann fügte er, der selbst bereits mit einem Fuße im Grabe stand und es wohl wußte, obgleich er es seinen Freunden sorgfältig verheimlichte, mit seiner gewöhnlichen ruhigen Klarheit hinzu: „Das Sterben ist kein Uebel!"

Ich bereitete meine Schwester vor und wir hatten nun nur noch einen Gedanken, nämlich den, unsre arme Kranke zu zerstreuen und ihre Befürchtungen einzuschläfern. Sie wollte aufstehen und ausgehen. „Das ist zwar gefährlich," sagte Gaubert, „denn sie kann in Ihren Armen sterben, aber es ist noch gefährlicher, sie in einer Unthätigkeit zu lassen, gegen die ihr Geist sich sträubt. Thun Sie also, was sie wünscht."

Wir zogen unsere arme Kranke also an und trugen sie in einen Wagen. Sie wollte nach den Champs-Elysées fahren. Das Leben um sie her belebte sie auf einen Augenblick. „Wie ist das Alles so schön," sagte sie; „diese lärmenden Wagen, diese jagenden Pferde, diese geputzten Damen, diese Sonne, dieser goldene Staub. Man kann nicht sterben in der Mitte dieser Herrlichkeiten! — nein, in Paris stirbt man nicht!" Ihr Auge glänzte dabei und ihre Stimme tönte voll. Aber als wir uns dem Triumphbogen näherten, sagte sie, indem sie bleich wurde wie der Tod: „Ich will nicht bis dorthin fahren, ich habe genug." Wir waren bestürzt, denn es schien, als sollte sie hier ihren letzten Athem aushauchen. Ich ließ den Wagen halten. Die Kranke ermunterte sich

wieder. „Laßt uns umkehren,“ sagte sie, „ein andres Mal wollen wir bis nach dem Bois de Boulogne fahren.“

Sie fuhr noch mehrere Mal aus — und obgleich sie sichtlich schwächer wurde, schwand doch ihre Todesfurcht. Die Nächte waren schlecht, sie hatte Fieberphantasien, aber am Tage schien sie sich immer neu zu beleben. Sie wollte von Allem essen; meine Schwester beunruhigte sich deshalb und schalt, daß ich ihr Alles brachte, was sie verlangte. Ich schalt meine Schwester wieder, weil sie nur daran dachte, der Kranken zu widersprechen, und sie beruhigte sich in der That, als sie sah, daß diese alle Früchte und Leckerbissen, mit denen ich sie umgab, nur mit Vergnügen betrachtete und mit dem Finger berührte, indem sie sagte: „Ich werde hernach davon kosten.“ Sie kostete nicht einmal, sondern genoß nur mit den Augen.

Wir gingen in den Garten; sie saß auf einem Fauteuil in der Sonne und versank in Träumereien und Betrachtungen. Wenn wir allein waren, theilte sie mir mit, was sie dachte. „Deine Schwester ist fromm,“ sagte sie, „aber ich bin es, seit ich mir vorstelle, daß ich sterben könnte, gar nicht mehr. Ich will das Gesicht eines Geistlichen nicht sehen, hörst Du wohl? Ich will, daß Alles heiter ist um mich her, wenn ich von hinnen gehe. Und warum sollte ich mich denn auch fürchten, vor Gott zu treten? Ich habe ihn immer geliebt. Und,“ fügte sie mit einer naiven Lebhaftigkeit hinzu, „er kann mir zum Vorwurf machen, was er will, aber er kann mir nicht vorwerfen, ihn nicht geliebt zu haben!“

Aber das Schicksal, das mich verfolgte, gestattete mir nicht,

meine sterbende Mutter ohne Kampf und Sturm zu trösten und zu pflegen. Mein Bruder, der sich höchst seltsam betrug und sich beständig widersprach, schrieb mir: „Ich benachrichtige Dich, ohne Wissen Deines Mannes, daß er nach Nohant reisen wird, um Dir Moritz zu entführen. Verrathe mich nicht, das würde mich mit ihm veruneinigen. Aber ich glaube, Dich vor seinen Plänen warnen zu müssen. Du mußt ja wissen, ob Dein Sohn wirklich zu schwach ist, um in das Lyceum zurückzukehren."

Es unterlag gar keinem Zweifel, daß Moritz außer Stand war, in die Schule zurückzukehren, und ich fürchtete für seine erschütterten Nerven die Wirkung einer schmerzlichen Ueberraschung und einer lebhaften Scene mit seinem Vater.

Ich konnte meine Mutter nicht verlassen; einer meiner Freunde nahm also Extrapost, eilte nach Ars und brachte Moritz nach Fontainebleau, wohin ich reiste, um ihn unter angenommenem Namen in einem Gasthause einzumiethen. Der Freund, der ihn abgeholt hatte, wollte bei ihm bleiben, während ich zu meiner Kranken zurückeilte.

Ich kam um sieben Uhr Morgens nach der Pflegeanstalt zurück, denn ich war die Nacht gereist, um Zeit zu ersparen. Ich sah die Fenster offen, dachte an die auf dem Boulevard und wußte, daß Alles vorbei war. Ich hatte meine Mutter vorgestern Abend zum letzten Male umarmt, und sie hatte mir gesagt: „Ich fühle mich sehr wohl und habe jetzt so angenehme Gedanken, wie nie in meinem Leben. Ich fange an das Landleben zu lieben, das ich früher nicht leiden mochte. Das ist mir erst in der letzten Zeit gekommen, wenn ich Lithographien colorirte, um mich zu unterhalten.

Da war unter andern eine schöne Schweizerlandschaft mit Bäumen, Bergen, Sennhütten und Wasserfällen. An dieses Bild muß ich immer denken und ich sehe es in der Erinnerung viel schöner, als es war — ich sehe es selbst schöner, als es in Natur ist. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich Landschaften, von denen Du Dir keine Vorstellung machen kannst und die Du nicht zu beschreiben vermöchtest; sie sind zu schön und großartig! Und das verändert sich jede Minute, um immer schöner zu werden. Ich muß nach Nohant, um dort in dem kleinen Holze Grotten und Caskaden zu bauen. Jetzt, da Nohant Dir allein gehört, wird es mir dort gefallen. Du wirst in etwa vierzehn Tagen abreisen, nicht wahr? Dann will ich mit Dir gehen."

Es war an diesem Tage furchtbar heiß und Gaubert hatte uns gesagt: „Suchen Sie zu verhindern, daß sie heute ausfährt, wenn es nicht regnet. Als die Hitze stärker wurde, stellte ich mich, als ob ich einen Wagen holen wollte, und sagte, als ich zurückkam, es sei unmöglich, einen zu finden. — „Das ist mir im Grunde auch recht," sagte sie. „Ich befinde mich jetzt so wohl, daß ich nicht Lust habe, mich zu derangiren. Geh also, um Moritz zu sehen. Ich bin überzeugt, daß Du mich gesund findest, wenn Du wiederkommst."

Am andern Tage war sie ganz ruhig gewesen. Um fünf Uhr Nachmittags hatte sie zu meiner Schwester gesagt: „Frisire mich, ich möchte gern hübsch frisirt sein." Dann hatte sie sich im Spiegel betrachtet und gelächelt — der Spiegel war ihrer Hand entfallen und ihre Seele entflohen. Gaubert schrieb mir auf der Stelle, aber ich hatte mich mit

seinem Briefe gekreuzt. Ich kam an und fand sie in der That gesund — geheilt von der entsetzlichen Plage, auf dieser Welt zu leben.

Pierret weinte nicht. Er schien, wie Deschartres am Todtenbette meiner Großmutter, nicht zu begreifen, daß man sich auf ewig trennen könnte. Er begleitete sie am andern Tage nach dem Kirchhofe und kam laut lachend zurück. Dann hörte er plötzlich auf zu lachen und brach in Thränen aus. —

Armer, vortrefflicher Pierret! Er tröstete sich niemals. Er kehrte nach dem weißen Rosse, zu seiner Pfeife und zu seinem Bierkruge zurück. Er war immer heiter, zerstreut und lärmend. Er kam im nächsten Jahre nach Nohant, um mich zu besuchen — dem Anschein nach war er noch immer der alte Pierret; aber plötzlich sagte er: „Lassen Sie uns ein wenig von Ihrer Mutter sprechen! Erinnern Sie sich noch . . ." und dann ging er alle Einzelnheiten ihres Lebens durch, alle Eigenthümlichkeiten ihres Charakters, alle lebhaften Scenen, in denen er sich zum freiwilligen Opfer gemacht hatte — er citirte ihre Worte, ahmte den Ton ihrer Stimme nach und lachte herzlich; dann nahm er seinen Hut und ging mit einem Scherze weg. Aber ich folgte ihm von ferne, weil ich seine nervöse Aufregung wohl bemerkte, und fand ihn dann schluchzend in einem Winkel des Gartens.

Ich kehrte nach dem Tode meiner Mutter nach Fontainebleau zurück und verlebte einige Zeit allein in meines Sohnes Gesellschaft. Er befand sich wohl, die Hitze hatte den Rheumatismus vertrieben, aber Gaubert, welcher ihn besuchte, fand ihn doch noch nicht gänzlich hergestellt. Das

Herz schlug noch unregelmäßig, und das bisherige Regime, welches in vieler körperlicher Bewegung und dem gänzlichen Vermeiden geistiger Anstrengung bestand, mußte also fortgesetzt werden. Wir standen bei Tagesanbruch auf, nahmen kleine Miethpferde und ritten ganz allein bis zum Sonnenuntergang auf Entdeckungen in dem herrlichen Walde umher, der die unerwartetsten Aussichten und die mannichfaltigsten Variationen von Blumen und Schmetterlingen für meinen jungen Naturforscher bot, der sich der Jagd und der Beobachtung widmen konnte, während er das Studium erwartete. Er fand, seit er in der Welt war, Geschmack an dieser Wissenschaft und dem Zeichnen, und der Genuß der Natur, wie er ihn schon damals verstand, war ein gutes Mittel gegen die Langeweile der unfreiwilligen Unthätigkeit.

Aber kaum hatte ich mich von der Krisis erholt, die meine Nerven erschüttert hatte, da brach schon ein neuer Sturm über mich herein. Herr Dudevant war in Berry gewesen und hatte, da er Moritz nicht fand, Solange mit sich genommen.

Wie hatte er sich nur denken können, daß ich Moritz seiner Aufsicht entzöge, um ihm einen Streich zu spielen. Es fiel mir nicht ein, ihn länger zu verbergen, als nöthig war, um die üble Absicht seines Vaters, von der mich mein Bruder unterrichtet hatte, zu vereiteln. Ich hoffte noch immer zu erreichen, was ich später auch erreichte, nämlich eine Verständigung über das, was für die Erziehung und die Gesundheit unsres Sohnes nützlich und nothwendig war. Wenn er seine Rückkehr offen verlangt hätte, statt nach dem Berry zu gehen, um ihn in meiner Abwesenheit heimlich

abzuholen, so würde ich den Kranken der Prüfung der von seinem Vater selbst gewählten Aerzte unterworfen und ihn dadurch von der Unmöglichkeit überzeugt haben, Moritz in die Schule zurückzuschicken.

Wie dem aber auch sei, er glaubte in meiner Handlungsweise, die nur aus gerechter Besorgniß entsprang, den Wunsch zu erblicken, ihn zu verletzen, und hielt sich deshalb zur Rache berechtigt. Wenn der Mensch verbittert ist, glaubt er immer ein Recht zu haben, das Unrecht zu begehen, das er bei Andern voraussetzt.

Herr Dudevant hatte niemals den Wunsch geäußert, Solange bei sich zu sehen. Er pflegte zu sagen: „In die Mädchenerziehung mische ich mich nicht, denn ich verstehe nichts davon." Verstand er denn mehr von der Erziehung der Knaben? Nein, er hatte einen viel zu starren Willen, um die zahllosen Inkonsequenzen, die Mattigkeit und das Sichgehenlassen des Kindes ertragen zu können. Er hat den Widerspruch niemals geliebt und was ist ein Kind anders, als der lebendige Widerspruch gegen alle elterliche Voraussicht und Absicht? Und überdies hinderten ihn seine militärischen Neigungen, Vergnügen an denjenigen Erscheinungen der Kindheit zu finden, die jeden Andern als die Mutter ungeduldig machen.

Er hatte also in Bezug auf Moritz keinen andern Plan, als ihn zum Gymnasiasten und später zum Soldaten zu machen, während er, indem er Solange entführte, keine andere Absicht haben konnte, als die er mir später selbst gestanden hat, nämlich mich suchen zu lassen.

Ich hätte mir das selbst sagen und mich beruhigen

können, aber die nähern Umstände dieser Entführung schienen mir schrecklich und sie waren in der That tragischer gewesen, als nothwendig war. Die Gouvernante war mißhandelt und meine arme erschreckte Kleine unter einem Geschrei fortgetragen worden, welches das ganze Haus in Bestürzung versetzte. Solange war indessen nicht gegen ihren Vater eingenommen, wie er sich einbildete. Während des Kampfes mit Marie Louise Rollinat und ihrer Mutter, welche eben zugegen war, hatte sich das Kind seinem Vater zu Füßen geworfen und geschrieen: „Ich liebe Dich, Papa, ich liebe Dich, nimm mich nur nicht mit!" Das arme Kind, das nichts wußte, konnte die Scene nicht verstehen.

Die Briefe, welche mir dieses neue Abenteuer mittheilten, setzten mich in fieberhafte Unruhe. Ich eilte nach Paris, vertraute Moritz meinem Freunde Viardot an, und ging zu dem Minister, um die gesetzlichen Formen zu beobachten. Ein andrer Freund und der erste Schreiber meines Anwalts, Herr Vincent, ein vortrefflicher junger Mann voll Gefühl und Eifer, der selbst Advokat ist, begleiteten mich. Ich nahm Extrapost nach Guillery und fuhr Tag und Nacht. Während der zwei Tage, die ich zu Vorbereitungen brauchte, hatte der Minister, Herr Barth, die Gefälligkeit gehabt, den Telegraphen in Bewegung zu setzen; ich wußte, wo meine Tochter war.

Madame Dudevant war vor einem Monat gestorben. Sie hatte meinen Mann nicht um die Erbschaft seines Vaters bringen können und hinterließ ihm einige Aufträge, die ihm ein Dutzend Processe einbrachten, und das Gut Guillery, welches er schon in Besitz genommen hatte. Gott möge der

unglücklichen Frau den Frieden geben! Sie hatte viel an mir verschuldet, mehr als ich sagen mag — aber lassen wir den Todten Gnade angedeihen! Sie werden, wie ich hoffe, besser in einer bessern Welt. Wenn der gerechte Zorn, den sie auf dieser Welt zurückließen, ihnen den Eintritt in jene Welt erschweren sollte, so habe ich schon seit langer Zeit ausgerufen: „Oeffne ihr, mein Gott!"

Und was wissen wir von ihrer Reue nach dem Tode? Die Orthodoxen sagen, daß ein Augenblick der Buße selbst auf der Schwelle des Todes von aller Sünde rein wäscht. Ich glaube das mit ihnen; aber warum soll der Schmerz über die Sünde, diese höchste Buße, unmöglich werden, wenn sich der Geist vom Körper getrennt hat? Glaubt man, daß die Seele ihr Licht und ihr Leben verloren hat, wenn sie zu dem Throne des Höchsten aufsteigt, wohin sie gerufen wird, um ihr Urtheil zu empfangen? Diese Katholiken sind durchaus nicht consequent, denn sie betrachten den elenden Irrgang dieses Lebens als entscheidend, während sie zu gleicher Zeit ein Fegefeuer annehmen, wo man weint, bereut oder betet.

Ich kam in Nerac an und eilte zu dem Unterpräfekten Herrn Hausmann, der jetzt Präfekt des Seine-Departements ist. Ich erinnere mich nicht, ob er damals schon der Schwager meines würdigen Freundes, des Herrn Artaud war. Der letztere hat seine Schwester geheirathet. Ich weiß nur, daß ich seine Hülfe und seinen Schutz verlangte, daß er sogleich mit mir in den Wagen stieg, um mit mir nach Guillery zu fahren, und daß er mir mein Kind ohne Lärm und Zank zurückverschaffte. Er nahm uns, meine Reisegefährten und mich, dann mit nach der Unter-Präfektur zurück und wollte

nicht dulden, daß wir in's Gasthaus zurückgingen und abreisten, ohne einige Tage ausgeruht und uns der friedlichen Promenaden am Ufer der Beïse erfreut zu haben, welche die Tradition zum Schauplatz der Liebe zwischen Florette und Heinrich IV. macht. Er lud meine alten Freunde, die ich mit Vergnügen wiedersah, zum Mittagessen ein. Ich erinnere mich, daß wir viel über Philosophie sprachen, die ein neutrales Feld war in Vergleich zu der Politik, in welcher der junge Beamte anderer Meinung sein mußte, als wir. Er besaß einen großen Ernst und war begierig, wie sich das große Problem des Tages lösen würde, aber seine überaus feine Lebensart hielt ihn ab, irgend eine delikate Frage zu stellen.

Ich erinnere mich, daß ich damals der modernen Philosophie noch sehr unkundig war und zuhörte ohne mitsprechen zu können. Ich sagte auf dem Nachhausewege zu meinem Reisegefährten: „Sie haben mit Herrn Hausmann über Dinge disputirt, von denen ich nicht das Geringste verstehe; ich kann über diese Dinge nur durch Gefühl und Instinkt urtheilen. Die Wissenschaft der neuen Ideen kleidet sich in Formen, die mir fremd sind und die ich wahrscheinlich nie lernen werde. Es ist zu spät. Ich gehöre dem Geiste nach zu einer Generation, deren Zeit vorüber ist.“ Er versicherte, daß ich mich irrte und daß ich, wenn ich erst einen Fuß in den Kreis gewisser Discussionen gesetzt hätte, nicht im Stande sein würde, mich wieder loszumachen. Er irrte sich ebenfalls ein wenig, aber es ist gewiß, daß ich mich bald lebhaft für diese Ideen interessiren sollte.

Es vergingen indessen noch acht Monate, ehe ich die nothwendige Ruhe fand, mich den Studien dieser Art zu überlassen.

Herr Dudevant hatte nach seiner eignen Aussage 1200 Franken Revenüen geerbt, die sich bald verdoppeln sollten, und ich fand es nun in der Ordnung, daß ihm der Genuß meiner Revenüen entzogen würde. Er war andrer Meinung und der Streit mußte noch einmal begonnen werden. Ich würde mir einer Geldfrage willen nicht soviel Mühe gegeben haben, wenn ich sicher gewesen wäre, die Erziehung meiner beiden Kinder bestreiten zu können. Aber die literarische Arbeit ist so unsicher, daß ich ihre Existenz nicht von den Chancen derselben, von einem Banquerott des Verlegers, oder einem Banquerott an Erfolg und Gesundheit abhängig machen mochte. Ich wollte meinen Mann dazu vermögen, mir die Sorge für Moritz allein zu überlassen, und er schien dazu geneigt. Da er behauptete, er könne meines Sohnes Unterhalt nicht ohne meine Hülfe bezahlen, schlug ich ihm vor, mir die Sorge allein zu überlassen, und er nahm endlich 1838 einen Vergleich an und schloß einen definitiven Contrakt mit mir. Er verlangte die Summe von fünfzigtausend Franks, wogegen er mir das Hotel Narbonne, den Patrimonalbesitz meines Vaters, zurückgab und das Recht zugestand, meine beiden Kinder zu erziehen, wie ich wollte. Ich verkaufte die Rente, die zum Theil zu der Pension meiner Mutter verwendet worden war, wir unterzeichneten den Tausch und waren beide mit dem Loose zufrieden, das wir gezogen hatten*).

---

*) Seit dieser Zeit haben wir immer in freundlichen Verhältnissen gestanden, und er ist zur Hochzeit meiner Tochter nach Nohant gekommen.

In Bezug auf das Geld war mein Loos im Augenblicke nicht viel werth. Das Collegium Narbonne, ein sehr altes historisches Gebäude, war so vernachlässigt, daß ich beinahe hunderttausend Franken verwenden mußte, um es wieder in Stand setzen zu lassen. Ich arbeitete zehn Jahre, um diese Summe zu bezahlen, und das Haus meiner Tochter zur Mitgift geben zu können.

Aber trotz der großen Verlegenheit, in die mich mein kleiner Grundbesitz setzte, verlor ich den Muth nicht. Ich war zugleich der Vater und die Mutter der Familie, und das bringt viele Mühe und Sorge mit sich, wenn das Erbe nicht hinreicht und man zu einer so absorbirenden Arbeit seine Zuflucht nehmen muß, wie die ist, für die Oeffentlichkeit zu schreiben. Ich weiß nicht, was daraus geworden wäre, wenn ich nicht die Fähigkeit, viel zu wachen, und die Liebe zu meiner Kunst besessen hätte, die mich jederzeit ermunterte. Ich fing wieder an, den Tag zu segnen, wo sie mir nicht nur zur individuellen Nothwendigkeit, sondern auch zur strengen Pflicht wurde. Sie hat mich, wenn nicht getröstet, doch von manchem Leid abgezogen und mich über manchen Schmerz hinweggebracht.

Aber diese verschiedenen Dinge, diese Extreme des Lebens, mit denen ich mich gleichzeitig in meiner kleinen Sphäre beschäftigen mußte, waren für einen Kopf ohne Mannigfaltigkeit der Hülfsmittel, wie der meinige, fast zu viel. Ich mußte die Würde der Kunst wahren, den Pflichten der Ehre, der Sorge für das physische und moralische Wohl der Kinder genügen, die allen andern vorgeht, und mußte die

Pflichten der Freundschaft und der Höflichkeit erfüllen. Wie viel zu kurz sind die Tage, wenn man verhindern will, daß nicht Unordnung in der Familie, im Hause, in den Geschäften und im Geiste einreißt! Ich habe mein Möglichstes gethan und habe nicht mehr gethan, als man mit festem Willen und Glauben zu thun vermag. Ich war nicht durch eine jener wunderbaren Organisationen unterstützt, die Alles ohne Anstrengung übersehen und die, ohne zu ermatten, vom Bett eines kranken Kindes zu einer gerichtlichen Consultation, von dem Kapitel eines Romans zu einem Rechnungsbuche übergehen. Ich hatte also zehnmal, hundertmal mehr Mühe, als es schien. Mehrere Jahre hindurch gewährte ich mir täglich nur vier Stunden Schlaf und mehrere andere Jahre kämpfte ich, bis ich ohnmächtig auf meiner Arbeit niedersank, gegen die entsetzlichste Migräne, und doch ging nicht Alles so gut, wie nach meinem Eifer und meiner Hingebung zu wünschen war.

Einer der Gründe, die Ehe so unlösbar als möglich zu machen, ist, wie ich zugebe, die Schwierigkeit, ein so zerbrechliches Fahrzeug, wie die Wohlfahrt der Familie, mit Sicherheit durch die widerstrebenden Wellen unsrer Gesellschaft zu führen. Es ist nicht zuviel, wenn ein Mann und eine Frau, ein Vater und eine Mutter die Arbeit theilen.

Aber die Unauflöslichkeit der Ehe ist nur möglich, wenn sie durch den freien Willen bestimmt wird, und um sie freiwillig zu machen, ist's nöthig, daß die Möglichkeit gegeben wird, sie zu lösen.

Wenn Ihr, um Euch aus diesen Kreisschlüssen zu retten,

ein andres Mittel findet, als eine Anerkennung der Gleichheit der Rechte zwischen Mann und Weib, so habt Ihr eine große Entdeckung gemacht.

Zwölftes Kapitel.

Der Tod Armand Carrel's. — Emil von Girardin. — Rückblick auf Everard. — Abreise nach Majorka. — Friedrich Chopin. — Die Karthause von Valdemosa. — Die Präludien. — Ein Regentag. — Marseille. — Der Doctor Cauvières. — Meerfahrt und Ausflug nach Genua. — Rückkehr nach Nohant. — Moritz wird krank. — Seine Genesung. — Der 12. Mai 1839. — Armand Barbès. — Seine Irrthümer und seine Größe.

Meine Gedanken wenden sich hier auf zwei der bedeutendsten Männer unserer Zeit: nämlich erstens auf Carrel, der 1836 fast an demselben Tage starb, an welchem mein Proceß in Bourges entschieden wurde; und zweitens — bei Gelegenheit der Frage über das Wesen der Ehe, eine Frage, die ich bei der Geschichte meines Lebens flüchtig berührt habe — auf Emil von Girardin, den Journalisten und Gesetzgeber; füge ich etwa noch hinzu: den Politiker und Philosophen, oder umfaßt die Bezeichnung Journalist alle andern von selbst?

Das neunzehnte Jahrhundert hat bis auf den heutigen Tag nur zwei große Journalisten gehabt: Armand Carrel und Emil von Girardin. Ein geheimnißvolles furchtbares Geschick hat den Einen zum Mörder des Andern werden lassen und der Sieger in diesem beklagenswerthen Kampfe, der jünger und damals anscheinend von nicht so umfassendem Talente war, als der Besiegte, ist ihm soweit voraus=

geeilt, wie das allgemeine Leben und seine eigne Entwicklung seitdem fortgeschritten sind. Würde sich Carrel, wenn er leben geblieben wäre, an diesem Fortschritt betheiligt haben? Wir wollen es hoffen, aber wir wollen auch ohne Vorurtheile sein und eingestehen, daß, wenn er geblieben wäre, was er am Vorabend seines Todes war, er uns Allen — ich spreche mit denen, die meine Ansichten theilen — als sehr zurückgeblieben erscheinen müßte.

Emil von Girardin dagegen ist auf seinem Wege nicht stehen geblieben, obwohl er dann und wann, dem Anschein nach und vielleicht wirklich, durch Strömungen fortgerissen wurde, welche seinem eigentlichen Ziele zuwider liefen.

So wäre es denn vielleicht weder ein Unsinn noch ein Paradoxon, hier eine geheime Absicht der Vorsehung zu ahnen, und zwar nicht sowohl in dem schmerzlichen, beklagenswerthen Ereignisse, das Carrel's Tod herbeiführte, als in der Erbschaft des Genius, welche seinem tieferschütterten Gegner zufiel.

Welche Rolle würde Carrel 1848 übernommen haben? Diese Frage hat unsern Geist in jenem Jahre oft beschäftigt. Meine Erinnerungen zeigen mir Carrel als den gebornen Feind des Socialismus; die Erinnerungen meiner Freunde widersprachen den meinigen und das Ende unserer Erwägungen war in der Regel, daß sein großes Herz vielleicht von einem plötzlichen Lichte erhellt worden wäre.

Aber es ist gewiß, daß Emil von Girardin 1847 im Verhältniß zu dem allgemeinen Fortschritt der letzten zehn Jahre auf derselben Höhe stand, welche Carrel zehn Jahre

früher einnahm. Später hat ihn Girardin in jeder Hinsicht bedeutend übertroffen.

Es ist übrigens nicht meine Absicht, eine müßige Parallele zwischen diesen beiden Charakteren zu ziehen, deren Neigungen ganz entgegengesetzt waren und deren Talent sich in ganz verschiedne Formen kleidete. Aber ich finde in ihnen eine Aehnlichkeit, die mich oft überrascht hat und die mir durch den unvermeidlichen Einfluß der Verhältnisse hervorgebracht zu sein scheint.

Wenn Carrel sich nicht sehr verändert hätte, würde er unter der Republik für die Präsidentschaft gestimmt haben. Vielleicht wäre Carrel selbst Präsident geworden. Emil von Girardin hätte vielleicht einen andern Kandidaten aufgestellt, aber in der Principienfrage wären sich die Beiden nicht entgegen gewesen.

Bis dahin war also Herr von Girardin, ohne sich dessen bewußt zu werden, nicht weiter gegangen als Carrel — aber Niemand aus unsern Reihen hatte bemerkt, daß Carrel nicht weiter ging als Girardin.

Ich habe Carrel nicht genauer gekannt und habe nie mit ihm gesprochen, obwohl ich oft mit ihm zusammengetroffen bin; aber ich werde mich immer einer längern Unterredung zwischen Everard und ihm erinnern, der ich beiwohnte, ohne von ihm gesehen zu werden. Ich las in einer Fenstervertiefung und die Vorhänge waren von selbst zugefallen, so daß sie mich verhüllten, als er eintrat. Sie sprachen vom Volke und ich war starr vor Erstaunen. Carrel hatte keinen Begriff vom allgemeinen Fortschritt und so kamen sie nicht überein. Anfangs schien ihn Everard zu überzeugen, dann

ließ sich dieser durch Carrel umstimmen. Der Schwächere zog den Stärkern mit sich fort, wie wir das oft erleben.

Everard, der von diesem Tage an die verschiedensten Standpunkte einnahm, hatte sich 1847 in Carrel's beschränkten Gesichtskreis zurückgezogen.

Wenn Parteigenossen diesen Wechsel von Ebbe und Fluth in großen Geistern sehen, sind sie überrascht, werden unruhig oder zornig und die Heftigsten unter ihnen schreien über Desertion und Verrath. Carrel's letzte Lebenstage wurden durch solche Ungerechtigkeiten vergiftet; Everard kämpfte bis an sein Ende gegen mancherlei bittere Beschuldigungen, Girardin, der noch mehr und von allen Parteien verdammt, beleidigt und gehaßt wurde, ist allein stehen geblieben. Jetzt ist er in Frankreich der Vorkämpfer der kühnsten, erhabensten Freiheitsideen, und dies war die Absicht der Vorsehung, als sie ihn mit einer Kraft begabte, welche die aller seiner Gegner übertraf.

Wir müßten aus unserm politischen Leben alle Vorurtheile, alle Heftigkeit und allen Zorn verbannen; denn die Ideen, die wir vertreten, werden nur durch rechtschaffne und edle Geister siegen. Wenn ein Mann wie Carrel durch vorwurfsvolle Briefe und infame Drohungen beleidigt und verletzt wird; wenn andere Männer, die eben so rein sind, des Ehrgeizes, der Habsucht oder der Feigheit beschuldigt werden, pflegt man das nur als den unvermeidlichen Schaum zu betrachten, den die Wellen empörter Leidenschaft mit sich führen, und man sagt gewöhnlich, daß wir uns diesen bittern Folgen aller Revolutionen geduldig fügen müßten.

Aber nein, wir wollen uns nicht länger fügen! wir

mögen immerhin diese unvermeidlichen Verirrungen in der Vergangenheit entschuldigen — in der Zukunft wollen wir sie nicht mehr dulden. Wir wollen es uns recht klar machen, daß keine Partei, auch die unsrige nicht, lange Zeit durch Haß, Gewalt und Beleidigungen herrschen wird. Wir wollen nicht länger annehmen, daß Republiken voller Unruhe sein dürfen und Rachsucht oder Parteilichkeit zur Dictatur gehören. Wir wollen die Erfüllung unserer Fortschrittsträume nicht an die Bedingung knüpfen, uns einander beständig anzugreifen und zu mißtrauen. Diese Finsterniß, diese Heftigkeit und Roheit mag der Vergangenheit bleiben — wir wollen uns zum Gesetz machen, daß Männer, welche große Dinge vollbracht oder auch nur große Ideen und große Gefühle gehabt haben, nicht leichtsinnig angeklagt werden dürfen, und daß, wenn wir sie angreifen, dies immer mit Maß geschehen soll. Wir müssen endlich so verständig sein, diese Männer vom historischen Standpunkte aus und in ihrem Zusammenhange mit dem Allgemeinen zu beurtheilen, und wenn wir ihre Macht erkennen, müssen wir uns auch erinnern, daß diese Macht in gewisse natürliche Grenzen eingeschlossen und einer gewissen Nothwendigkeit unterthan ist. Wenn wir verlangen, daß der bedeutende Mann in allen Stunden seines Lebens dem Ideal entspreche, dessen Ahnung er uns erweckt hat, empören wir uns gegen Gott selbst, der den Menschen unvollkommen und beschränkt erschuf. Wenn unsere Wahl in einem freien Staate den nicht erhebt, dessen Geist zu gewissen Stunden schwach wird, zaudert oder sich verirrt, so üben wir nur unsere Rechte aus; aber indem wir ihn für einen Augenblick aus unserm Wege

entfernen, wollen wir ihm noch immer unsere Huldigung darbringen und wollen bedenken, daß unser Geschick vielleicht morgen des Mannes bedarf, der sich eine Weile zweifelnd oder vorsichtig zurückgezogen hat*).

Wenn unser politisches Leben diesen Fortschritt gemacht haben wird; wenn wir im Kampfe um die Popularität nicht mehr Beleidigungen, Undankbarkeit und Verleumdung als Waffen gebrauchen, dürfen wir überzeugt sein, nicht mehr so Viele abtrünnig werden zu sehen. Die Meisten, welche ihre Fahne verlassen, werden dazu durch verletzten Stolz, durch Aerger oder Zorn bestimmt. Ach! ich habe das hundertmal gesehen! Wie mancher, der auf geradem Wege geblieben wäre, wenn sein Charakter Achtung und Schonung gefunden hätte, hat sich gewaltsam von seinen Meinungsgenossen getrennt, weil ihn ein bittres Wort verletzte — denn auch die größten Charaktere sind selten stark genug, eine schmerzliche Verwundung ihrer Ehre oder auch nur einen rohen Tadel ihrer Klugheit ruhig zu ertragen. Ich mag keine der Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit nennen, aber jeder wird das selbst erfahren haben, in welchem Kreise er auch leben mag, und jeder wird das Entstehen verderblicher Entschlüsse belauscht haben, die nur an einem schwachen Faden hingen.

Und liegt dies nicht ganz in der menschlichen Natur? Ohne daß wir es merken, werden wir dem Menschen feindlich gesinnt, der als Feind gegen uns auftritt. Wenn er bei der Verfolgung beharrt, so kommen wir nach und nach da-

---

*) In dieser Weise muß Herr von Lamartine beurtheilt werden.

hin, ihn in allen Dingen für blind und ungerecht zu halten, sobald er sich gegen uns ungerecht und blind gezeigt hat. Seine Ansichten werden uns eben so widerwärtig wie seine Worte, und wenn wir Anfangs nur in einigen Punkten von ihm abwichen, so kommen wir bald dazu, auch die Ansichten, die wir mit ihm gemeinsam hatten, für zweifelhaft zu halten, sobald er den seinigen eine Form giebt, welche unsere Form zu kritisiren oder negiren scheint. Von einem Wortspiele gehen wir aus, um mit Blutvergießen zu endigen. Wie oft haben unsere Zweikämpfe keinen andern Grund und wie oft haben die Zweikämpfe der Parteien unsere öffentlichen Plätze mit Blut bespritzt!

Wer ist nun aber am meisten Schuld an diesen traurigen Verwirrungen in der Geschichte? Der Erste, welcher zu seinem Bruder Rache gesagt hat. Hätte Abel dies Wort zuerst zu Kain gesagt, so würde ihn der Herr als den ersten Mörder des Menschengeschlechts bestraft haben.

Die Reflexionen, in welche ich mich hier vertiefe, sind nicht außer Zusammenhang mit dem, was ich erzählen will, denn ich denke eben an Carrel's Tod, an Everard's Schmerz und an den Haß unserer Partei gegen Emil von Girardin. Wenn wir gerecht gewesen wären; wenn wir eingesehen hätten, daß Girardin nicht vermeiden konnte, sich mit Carrel zu schlagen — und um dies einzusehen, brauchen wir nur die Thatsachen zu prüfen; — wenn man, nachdem man Carrel feige genannt hatte, seinen Widersacher nicht als Mörder bezeichnet hätte, würden wir nicht zwanzig Jahre gebraucht haben, um uns unsers legitimen Eigenthums zu bemächtigen, ich meine der Hülfe jener großen Klarheit, die

Girardin in sich trug und der er einsam auf dem Wege folgte, welcher zu unserm gemeinschaftlichen Ziele führt.

Wie viel Mißtrauen, wie manche Vorurtheile waren gegen ihn! Auch ich habe sie gehabt — nicht wegen jenes Duelles, aus welchem er, selbst gefährlich verwundet, als tiefste Wunde seine unauslöschliche Reue forttrug. Wenn rings um mich her sich die heftigsten Stimmen zu dem Ausruf vereinigten: „was auch geschehen mochte, Carrel durfte nicht fallen! Carrel durfte nicht ermordet werden!“ fiel mir wieder ein, daß Girardin, nachdem er dem Feuer des Herrn Degouve-Deunuques ausgesetzt gewesen war, sich geweigert hatte, auf diesen zu zielen; und daß diese ritterliche That, die Girardin's vollkommen würdig war, für eine Beleidigung angesehen wurde, weil sie von einem politischen Feinde kam. Was nun die Ursache des Duells betrifft, so ist es unmöglich, daß sie von den Zeugen für genügend angesehen wäre, wenn Carrel sie nicht durch seinen Eigensinn dazu gezwungen hätte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Carrel erbittert war, und daß es ihm mehr auf eine Demüthigung seines Gegners ankam, als auf eine Sühne und diese Sühne hätte wohl auch nur einem eingebildeten Vergehen gegolten. Die Folgen des Duells waren für Girardin eben so herzzerreißend wie ehrenhaft: er wurde von Carrel's Freunden insultirt und seine ganze Rache beschränkte sich darauf, Carrel zu betrauern.

Dies war also nicht der Grund meiner Antipathie und selbst Everard ließ, indem er Carrel beweinte, der Rechtschaffenheit seines Gegners Gerechtigkeit widerfahren, sobald er bei kaltem Blute war. Aber wir glaubten in dem prak-

tischen Talente, das sich in Girardin mehr und mehr verrieth, einen gebornen Feind unserer Utopien zu sehen. Wir irrten uns nicht — ein Abgrund gähnte damals zwischen ihm und uns. Trennt uns der Abgrund noch immer? Ja, er trennt uns, sobald von Gefühlen, von idealischen Träumen die Rede ist, oder sobald ich mich der Frage über das Wesen der Ehe zuwende. Nach reiflicher Ueberlegung darf ich nicht zögern, es auszusprechen, daß Herr von Girardin als Socialist, indem er die Lebensfrage von der Familie in einem Buche berührt, welches sowohl in Bezug auf Politik wie auf Gesetzgebung unserer Bewunderung werth ist, das große Dogma von der Liebe und der Mutterschaft im Dunkeln läßt oder mit gewagten Andeutungen abfertigt. Bei der Bildung der Familie hat er nur die Mutter und die Kinder im Auge — aber ich habe schon oben gesagt und werde immer und überall sagen, daß ein Vater und eine Mutter an der Spitze der Familie stehen müssen.

Eine Discussion über dies Thema würde zu weit führen und dies Ganze ist schon eine Abweichung von meiner Geschichte. Ich bereue sie nicht und werde sie nicht unterdrücken, aber indem ich die vollständige Würdigung der neuen historischen Gestalt, welche hier nur einen Augenblick erscheint, für einen andern Rahmen aufspare, muß ich noch einen Rückblick auf die vorstehenden Blätter werfen.

Carrel verschwand, und zwar fortgerissen vom Geschick, nicht durch einen Feind geopfert. Ein großer Journalist, das heißt einer jener Männer der Synthese, welche von einem Tage zum andern die Geschichte ihres Jahrhunderts schreiben, indem sie das Ereigniß der Stunde mit der Ver-

gangenheit und der Zukunft verknüpfen, ließ die Fackel, die er trug, in seinem Blute und in dem seines Gegners verlöschen. Der Gegner wusch das Blut mit seinen Thränen ab und nahm die Fackel wieder auf, und es war nicht leicht, sie nach einer solchen Katastrophe hoch empor zu halten. Das Licht flackerte lange in seinen zitternden Händen. Der Hauch der Leidenschaft hat es verdunkeln oder auf Abwege treiben können — aber es war zum Fortleben bestimmt und wir hätten es früher anerkennend begrüßen sollen. Wir haben das nicht gethan, und es hat doch gelebt, und die Aufgabe von Carrel's Nachfolger ist im Sturme größer und edler geworden. Zur Zeit der Katastrophen hat sich Girardin ritterlich und großmüthig gezeigt und es ist ein Augenblick gekommen, wo er allein in Frankreich einen Muth und einen Glauben zeigen konnte, den selbst Carrel sich genöthigt haben würde, im Grunde seines Herzens zu verbergen. Carrel hätte sich in einem gewissen Augenblicke der Pflicht nicht erwehren können, die Macht in seine Hand zu nehmen, Girardin hat das seltene Glück gehabt, dazu nicht gezwungen zu werden, und zuweilen ist auch das eine große Ehre*).

*) Im Augenblicke, wo ich diese Probebogen nachsehe, hat mich eine schmerzliche Nachricht berührt: Frau von Girardin ist todt! vor vier Wochen habe ich sie krank in Paris verlassen, aber sie war noch immer strahlend von Schönheit, Geist, Anmuth und Güte; denn sie war gütig, vollkommen gütig! Alle Welt weiß, daß sie ein großes Talent besaß, aber die innige Zärtlichkeit, die wahrhaft mütterliche Empfindung, deren Zartheit und Tiefe ihre dramatischen Werke nur ahnen ließen, war doch nur ihren Freunden bekannt. Ich bin im Stande gewesen, diese Gefühlstiefe vollständig zu wür-

Kehren wir zu Everard zurück: drei Jahre waren verflossen, seitdem er einen großen Einfluß auf meinen Geist gewonnen hatte: er verlor denselben aus Gründen, die ich nicht erst seit heute vergessen habe. Vergessen ist das richtige Wort, denn die Lebhaftigkeit der Erinnerung ist in solchem Falle noch immer etwas Zorn und Empfindlichkeit. Im Allgemeinen weiß ich nur, daß diese Gründe verschiedner Art waren und theils mit seinem „Ehrgeize" zusammenhingen, — er pflegte sich immer dieses Ausdrucks zu bedienen, um sein heftiges, aber schnell vorübergehendes Verlangen nach Thätigkeit zu bezeichnen; — theils gingen sie aus den zu häufigen Ausbrüchen seiner heftigen Gemüthsart hervor, die oft noch durch Unthätigkeit oder Enttäuschungen verbittert war.

Den unschuldigen Ehrgeiz, in der Deputirtenkammer zu sitzen und Einfluß daselbst zu erlangen, habe ich nie gemißbilligt; aber ich muß gestehen, daß mein lieber alter Everard mir in gewisser Hinsicht dadurch entrissen wurde. Ich liebte ihn nämlich vorzugsweise und mit beinahe kindlicher Zärtlichkeit, wenn er matt und greisenhaft war und aussah, als wäre er sechzig Jahr alt. Denn in solchen Stunden war er sanft, aufrichtig, einfach, unbefangen und

---

digen, denn sie hat mit uns den schmerzlichsten Verlust, den eines angebeteten Kindes auf's innigste und schmerzlichste beweint! Und doch war sie nicht Mutter, und der Verstand allein vermag den Frauen nicht zu offenbaren, was eine Mutter leiden kann. Nur das Herz, das Talent der Zärtlichkeit ist dazu fähig und Frau von Girardin besaß dies Talent als Vervollständigung ihrer bewunderungswürdigen Organisation.

ganz vom göttlichen Ideal erfüllt. War er vielleicht in diesen Stunden ganz er selbst? Das habe ich nie zu ergründen vermocht, ich bin jedoch überzeugt, daß er sich immer ohne Verstellung zeigte. Aber wie möchte sein Wesen erschienen sein, wenn seine Organisation nicht gestört gewesen wäre? das heißt, wenn ihn nicht sein chronisches Leiden zu immerwährendem Wechsel fieberhafter Erregung und tiefer Mattigkeit getrieben hätte. In seiner krankhaften Exaltation wurde er mir, ich will nicht gerade sagen widerwärtig, aber gleichsam fremd. Sobald er in den kleinen Kämpfen der Tagespolitik jung, thätig und feurig wurde, fühlte ich ein unüberwindliches Bedürfniß, mich nicht zu viel um ihn zu kümmern.

Diese Gleichgültigkeit gegen das, was er damals für das wichtigste Interesse seines Lebens hielt, konnte er mir immer nur nach vielen Vorwürfen und langer Verstimmung verzeihen. Um die Wiederholung der Streitigkeiten zu vermeiden, provocirte ich weder seine Briefe noch seine Besuche und beide wurden immer seltner. Er wurde zum Deputirten erwählt, aber sein Debüt in der Kammer gab ihm — in einer Frage über das Eigenthumsrecht, auf die ich mich nicht besinne, — mehr die Stellung eines gewandten Redners, als die eines bedeutenden Politikers. Mir schien es, als wäre er dadurch zu einer unbedeutenden Rolle verurtheilt. Von einem Manne, wie er war, konnte man ein freimüthigeres Erwachen erwarten. Monate vergingen, ohne daß wir uns sahen oder schrieben. Ich war ganz nach Nohant übergesiedelt, und er erschien dort von Zeit zu Zeit bis zur Februarrevolution. Während der letzten Ereignisse waren wir über

das Wesen der Dinge durchaus verschiedner Ansicht; ich hatte meine Ideale studirt und modificirt; er schien die seinigen bei Seite geschoben zu haben, um sich mit seinen Wünschen in ein Jahrhundert vor der Revolution zu flüchten. An die Brücke des Saints-Pères durfte man ihn nicht erinnern und er würde mit voller Ueberzeugung geschworen haben, daß ich sowohl wie Planet geträumt hätte. Er wurde zornig, wenn ich ihm beweisen wollte, daß ich meine Empfindungen bewahrt und vervollkommnet hätte, während die seinigen ermattet und verdunkelt wären. Er verspottete meinen Socialismus mit einiger Bitterkeit und doch fand er leicht den zärtlichen, väterlichen Ton von ehemals wieder. Ich sagte ihm voraus, daß er wieder Socialist werden, über das Ziel hinausgehen und mir meine Mäßigung vorwerfen würde — und gewiß wäre dies eingetroffen, wenn er länger gelebt hätte.

Weder Abwesenheit noch Tod vermögen eine innige Freundschaft zu zerstören. Die meinige blieb ihm und wird ihm immer bleiben. Ich habe mich nie mit ihm entzweit, aber er hat mir in den letzten Jahren seines Lebens gezürnt, und ich werde erzählen, aus welchen Gründen.

Er wollte unter der provisorischen Regierung in Bourges Commissarius werden, und als er es nicht wurde, gab er mir die Schuld. Er schrieb mir nämlich auf den Minister des Innern einen Einfluß zu, den ich nie gehabt habe; Ledru Rollin hatte durchaus nicht die Gewohnheit, mich bei seinen politischen Anordnungen zu Rathe zu ziehen. Wenn einige Leute dies behauptet haben, so war es ein schlechter

Witz; aber Everard war leider thöricht genug, kleinstädtischen Klatschereien zu glauben.

Um indessen vollkommen wahr und aufrichtig gegen ihn zu sein, durfte ich ihm nicht verschweigen, daß ich, wenn ich diesen Einfluß besessen hätte oder befragt worden wäre, oder vielmehr, wenn ich selbst Minister gewesen wäre, nicht anders geurtheilt und gehandelt hätte, als Ledru Rollin. Ich ging in meiner Aufrichtigkeit so weit, daß ich ihm schrieb, der Minister hätte seinen Entschluß in dieser Beziehung in einer Gesellschaft ausgesprochen, an welcher ich theilnahm, und seine Gründe wären mir ebenso gewichtig als gerecht erschienen. Everard war, wie ich schon sagte und auch ihm selbst gesagt habe, von der Republik in einem Augenblicke der Antipathie gegen alle die Ideen überrascht, welche allein das Leben der Republik erhalten konnten und mußten. Er hätte, beweglich wie er war, in aller Aufrichtigkeit der Held des kommenden Tages werden können; man brauchte nie an seiner Rückkehr zu zweifeln und man konnte jedenfalls darauf warten, ohne seine Zukunft zu gefährden. Sicherlich aber war er nicht der Held des Tages, den wir damals erlebten, eines Tages voll des festesten Glaubens und der unbegrenztesten Hingebung an alle die Ideen, welche Everard noch Tags zuvor verworfen hatte.

Ich hatte mich nicht geirrt; von den Verhältnissen getrieben, befand sich Everard auf einem der Gipfel des Berges, als die Macht der Ereignisse ihn herabstürzte, ohne Hoffnung, sich jemals wieder aufzuraffen: der grausame Tod war ihm nah. Man hat behauptet, er hätte mir meine Aufrichtigkeit nie verziehen; aber ich glaube das Gegentheil, ich glaube,

daß in einem Augenblick, der ihm allein bekannt war, sein Herz gerecht und seine Vernunft klar gewesen ist — und heute, wo seine Seele der meinigen ohne Schranken gegenübersteht, bin ich darüber vollkommen ruhig.

Und noch eine andere Seele, die ihrem innersten Wesen nach nicht weniger schön und rein, in ihrem Erdenleben nicht weniger krank und verwirrt war, finde ich in gleicher Heiterkeit und Ruhe in meinem Verkehr mit den Todten und in meiner Erwartung jener bessern Welt, in welcher wir Alle uns wiederfinden sollen, erleuchtet von einer höhern, göttlichern Klarheit, als hier auf Erden.

Ich spreche von Friedrich Chopin, der während meiner Zurückgezogenheit in Nohant in den letzten acht Jahren der Monarchie mein Gast gewesen ist.

Sobald mir Moritz im Jahre 1838 vollständig übergeben war, entschloß ich mich ein milderes Klima für ihn aufzusuchen, um ihn dadurch womöglich vor dem fürchterlichen Rheumatismus zu bewahren, der ihn im vergangnen Jahre gequält hatte. Ich wollte zugleich einen ruhigen Aufenthalt finden, wo ich ihn sowohl wie seine Schwester zur Arbeit anhalten, und auch selbst ohne Anstrengung etwas arbeiten könnte. Man gewinnt sehr viel Zeit, wenn man nicht in geselligem Verkehr ist, und sieht sich nicht zu angreifendem Nachtwachen genöthigt.

Während ich diesen Plan verfolgte und meine Vorbereitungen zur Reise traf, sagte mir Chopin, den ich täglich sah und dessen Genie und Charakter ich zärtlich liebte, daß auch er bald geheilt sein würde, wenn er an Moritz Stelle sein könnte. Ich glaubte ihm — und irrte sehr. An der

Reise ließ ich ihn freilich nicht an Moritz Stelle, sondern neben demselben theilnehmen. Seine Freunde hatten ihm schon lange zugeredet, einen Winter im mittäglichen Europa zuzubringen. Sie fürchteten Alle, daß er die Schwindsucht hätte; aber Gaubert, der ihn untersuchte, gab mir die Versicherung, daß dies nicht der Fall wäre. „Sie können ihn jedenfalls retten," sagte er mir, „wenn Sie ihm frische Luft, Ruhe und Bewegung geben." Die Andern, die wohl wußten, daß sich Chopin nie dazu verstehen würde, die Gesellschaft und das Leben von Paris zu verlassen, wenn er nicht von einem Wesen fortgezogen würde, das er liebte, und das ihm ergeben war, redeten mir lebhaft zu, den Wunsch, den er gegen mich so lebhaft und so unverhofft ausgesprochen hatte, nicht zurückzuweisen.

Es war thöricht von mir, daß ich ihren Bitten und meiner eignen Sorge nachgab. Es war genug, daß ich allein mit zwei Kindern in die Fremde zog, wovon das eine krank und das andere von Gesundheit und Lebhaftigkeit strotzend, kaum zu bändigen war, und es war überflüssig, daß ich mich noch einer Herzensqual und einer ärztlichen Verantwortlichkeit unterzog.

Aber Chopin hatte gerade einen Augenblick des Wohlbefindens, der alle Welt beruhigte. Grzymala ausgenommen, der sich eigentlich niemals über den Zustand unseres Freundes täuschte, hatten wir alle Vertrauen. Uebrigens bat ich Chopin, seine moralischen Kräfte wohl zu prüfen, denn schon seit mehreren Jahren konnte er nicht ohne Entsetzen daran denken, Paris, seinen Arzt, seinen Umgang, ja sogar seine Wohnung und sein Instrument zu verlassen. Er war im

allerhöchsten Grade Gewohnheitsmensch und jede Veränderung, so klein sie auch sein mochte, war ein fürchterliches Ereigniß in seinem Leben.

Ich reiste mit meinen Kindern ab, sagte ihm, daß ich einige Tage in Perpignan zubringen und meine Reise nach Spanien ohne Weiteres fortsetzen würde, wenn er nicht in Perpignan mit uns zusammenträfe. Als Ziel der Reise hatte ich Majorka erwählt, wozu ich durch den Rath einiger Leute bewogen worden war, welche das Klima und die Einrichtungen des Landes vollständig zu kennen vorgegeben hatten. Es fand sich aber, daß sie nicht das Geringste davon gewußt hatten.

Mendizabal, unser gemeinschaftlicher Freund und ein eben so vortrefflicher als berühmter Mann, wollte sich nach Madrid begeben und Chopin bis an die Grenze begleiten, falls dieser bei seinen Reiseplänen beharren sollte.

So ging ich mit meinen Kindern und einer Kammerfrau im Laufe des November fort. Den ersten Abend blieben wir in Plessis, wo ich mit Freuden meine Mutter Angéla und ihre guten, theuern Angehörigen umarmte, die mich funfzehn Jahre zuvor so liebevoll aufgenommen hatten. Die Töchter waren erwachsen, schön und verheirathet. Mein Liebling, Tonine, war eben so herrlich als reizend. Der arme Vater James hatte das Podagra und ging auf Krücken — und den Vater sowohl wie die Tochter umarmte ich zum letzten Male. Tonine mußte in Folge der Geburt ihres ersten Kindes sterben und James starb so ziemlich um dieselbe Zeit.

Da wir reisten, um zu reisen, machten wir große Umwege. In Lyon sahen wir unsere Freundin, die bedeutende Künstlerin Montgolfier, Theodor von Seynes und Andere. Dann fuhren wir den Rhone hinunter bis Avignon, und eilten nach Vaucluse, einem der schönsten Orte der Welt, der Petrarca's Liebe und seiner unsterblichen Verse durchaus würdig ist.

Von da aus durchzogen wir das südliche Frankreich, begrüßten den Pont du Gard, blieben einige Tage in Nîmes, um unsern theuern Freund und Lehrer Boucairaes zu umarmen, und um die Bekanntschaft der Frau von Oribeau zu machen, eine liebenswürdige Dame, die meine Freundin geblieben ist. Endlich erreichten wir Perpignan und schon am folgenden Tage sahen wir Chopin eintreffen. Er hatte die Reise gut überstanden und auch die Seefahrt bis Barcelona und von Barcelona bis Palma verursachte ihm keine großen Beschwerden. Das Wetter war schön, das Meer war ruhig und wir fühlten, wie die Hitze von Stunde zu Stunde zunahm. Moritz ertrug die Seefahrt fast eben so gut als ich; Solange ging es schlechter, aber als sie die schroffen Ufer der Insel erblickte, deren Palmen und Aloes sich gegen den Morgenhimmel abzeichneten, fing sie an, auf dem Verdecke umherzulaufen, so frisch und fröhlich, wie der Morgen selbst.

Ueber Majorka kann ich hier nur wenig sagen, da ich bereits ein dickes Buch über diese Reise geschrieben habe. Auch von meiner Angst um den Kranken, der mich begleitete, habe ich erzählt. Sobald der Winter eintrat, der sich mit strömenden Regengüssen meldete, zeigten sich plötzlich bei

Chopin alle Symptome der Lungenschwindsucht. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn Moritz seinen Rheumatismus wieder bekommen hätte. Wir hatten keinen Arzt, der uns Vertrauen einflößte, und es war beinah fast unmöglich, auch nur die einfachsten Medicamente zu bekommen. Der Zucker sogar war oft so schlecht, daß wir unwohl darnach wurden.

Aber Moritz, der sich mit seiner Schwester vom Morgen bis zum Abend in Wind und Regen herumtrieb, erlangte, Gott sei Dank, eine vollständige Gesundheit. Weder Solange noch ich fürchteten uns vor überschwemmten Wegen oder Regengüssen. Wir hatten in einer verlassenen, halbverfallenen Karthause eine eben so gesunde als malerische Wohnung gefunden. Morgens gab ich den Kindern einige Stunden, den ganzen übrigen Tag liefen sie umher, während ich arbeitete. Abends, beim Mondenschein, versammelten wir uns im Kreuzgange oder lasen in irgend einer Zelle, und so würde unser Leben in dieser Einsamkeit trotz der Rauheit des Landes und der Unredlichkeit seiner Bewohner sehr angenehm gewesen sein, hätte mich nicht der traurige Anblick unseres leidenden Gefährten, und einige Tage ernster Besorgniß für sein Leben, um alle Freude und um allen günstigen Einfluß der Reise gebracht.

Der arme, große Künstler war ein unausstehlicher Kranker. Das, was ich vorhergesehen, aber leider nicht genug gefürchtet hatte, trat ein: er verlor alle Selbstbeherrschung und während er die Leiden des Körpers mit ziemlichem Muthe ertrug, konnte er die Unruhe seiner Einbildungskraft nicht besiegen. Selbst wenn er sich wohl befand, war das

Kloster für ihn voller Schrecken und Gespenster; aber er sagte das nicht, wir mußten es errathen. Wenn ich von meinen nächtlichen Entdeckungsreisen in den Klosterruinen mit meinen Kindern zurückkam, fanden wir ihn um zehn Uhr Abends bleich, mit irren Blicken und gesträubtem Haar an seinem Fortepiano, und es vergingen mehrere Augenblicke, ehe er uns erkannte.

Dann machte er eine Anstrengung, um zu lachen, und nachher spielte er uns die großartigen Sachen vor, die er eben componirt hatte, oder besser gesagt, die fürchterlichen herzzerreißenden Ideen, die ihn gegen seinen Willen in dieser Stunde der Einsamkeit, der Trauer und des Schreckens überfielen.

In dieser Zeit hat er die schönsten jener Blätter geschrieben, die er bescheiden „Präludien" genannt hat. Es sind Meisterwerke: einige von ihnen erinnern an die Visionen todter Mönche und an die Todtengesänge, die ihn verfolgten. Andere sind von einer lieblichen Schwermuth und diese entstanden in Stunden des Sonnenscheins und der Gesundheit; beim Lachen der Kinder, welche unter dem Fenster spielten; beim Klange der Guitarre, die aus der Ferne herübertönte; beim Gesange der Vögel in thaubenetzter Laube oder beim Anblick der kleinen bleichen Rosen, die unter dem Schnee hervorschauten.

Andere sind von einer tiefen Traurigkeit, und indem sie unser Ohr entzücken, zerreißen sie unser Herz. Eine dieser Melodien entstand an einem düstern Regenabend, und diese ist's besonders, die unsere Seele mit furchtbarer Niedergeschlagenheit erfüllt. Moritz und ich hatten ihn an diesem Tage

wohl verlassen; wir waren nach Palma gegangen, um einige Lebensbedürfnisse einzukaufen, und auf dem Rückwege hatte uns der Regen überfallen, und die Flüsse waren ausgetreten. Wir hatten sechs Stunden gebraucht, um inmitten der Ueberschwemmung einen Weg von drei Stunden zurückzulegen. Es war Nacht, als wir nach Haus kamen, unser Kutscher hatte uns verlassen, wir hatten unser Schuhwerk verloren und unsägliche Gefahren überstanden. Der Gedanke an die Unruhe unseres Kranken hatte uns besonders zur Eile getrieben. Seine Besorgniß um uns war in der That sehr lebhaft gewesen, aber zuletzt war sie zu einer Art ruhiger Verzweiflung erstarrt und weinend spielte er sein herrliches Präludium. Als er uns eintreten sah, sprang er auf und stieß einen lauten Schrei aus, worauf er mit verstörter Miene und unheimlichem Tone zu uns sagte: „Ach! ich wußte wohl, daß Ihr gestorben wäret!“

Als er wieder zur Besinnung kam und sah, in welchem Zustande wir uns befanden, wurde er krank durch die Vorstellung der Gefahren, denen wir ausgesetzt waren, aber später gestand er mir, daß er das Alles, während unserer Abwesenheit, wie in einem Traum gesehen, endlich aber nicht mehr vermocht hätte, diesen Traum von der Wirklichkeit zu unterscheiden, worauf er ruhig geworden und gleichsam in einen Schlummer versunken wäre; dabei hatte er immerfort Klavier gespielt und sich eingeredet, er wäre gestorben. Er sah sich in einen See versunken und eiskalte Tropfen fielen ihm langsam auf die Brust, aber als ich ihn darauf aufmerksam machte, wie die Regentropfen gleichmäßig vom Dache niederfielen, leugnete er, dies gehört zu haben.

Er empörte sich sogar gegen das, was ich durch den Ausdruck imitative Harmonie zu bezeichnen suchte; er protestirte aus allen Kräften, und zwar mit Recht, gegen den Versuch, das Ohr durch solche kindische Nachahmungen zu fesseln. Sein Genius war von den geheimnißvollen Harmonien der Natur erfüllt, und er gab dieselben in der erhabnen Ausdrucksweise der musikalischen Empfindung wieder, nicht aber durch eine knechtische Wiederholung der äußern Töne *). Seine Composition von jenem Abend ist zwar durch die Regentropfen hervorgebracht, welche auf die Ziegel der Karthause niederrauschten; aber in seiner Phantasie und in seinem Gesange haben sie sich in Thränen verwandelt, welche vom Himmel auf sein Herz herniederfielen.

Chopin's Talent ist das tiefste, reichste, gefühlvollste, das je existirt hat. Er hat einem einzigen Instrumente die Sprache des Unendlichen gegeben und hat oft in einigen Reihen, die ein Kind zu spielen vermöchte, Gedichte von unendlicher Erhabenheit, Dramen von unvergleichlicher Kraft zusammengefaßt. Er hat niemals großer materieller Hülfsmittel bedurft, um auszusprechen, was er in sich trug. Er hat weder des Saxophon's noch der Ophicléide bedurft, um die Seele mit Schrecken zu erfüllen, und weder der Orgel noch der menschlichen Stimme, um Andacht und Begeisterung zu erwecken. Von der Menge wurde er nicht verstanden; er wird es noch nicht und es werden bedeutende Fortschritte im Geschmack und im Verständniß der Kunst nothwendig

*) Ich habe in Consuelo eine Erklärung dieser Verschiedenheit der musikalischen Schilderung gegeben, welche Chopin vollkommen befriedigt hat, also wohl deutlich sein mußte.

sein, ehe seine Werke populär werden können. Aber der Tag wird kommen, wo man seine Musik instrumentiren wird, ohne an seiner Klavier-Partitur das Geringste zu ändern, und alle Welt wird erfahren, daß dies Talent, welches eben so umfassend, eben so vollständig und eben so gebildet war, als das der großen Meister, die er studirte und in sich aufnahm, eine Eigenthümlichkeit bewahrt hat, die noch reiner war, als die von Sebastian Bach, noch mächtiger, als die von Beethoven, noch dramatischer, als die von Weber. Er vereinigt sie alle drei in sich und bleibt doch er selbst; zarter in Geschmack, strenger im Erhabnen, herzzerreißender im Schmerze. Mozart allein ist ihm überlegen, weil Mozart mehr die Ruhe der Gesundheit besitzt und folglich eine größere Fülle des Lebens.

Chopin fühlte seine Macht und seine Schwäche. Seine Schwäche lag im Uebermaße des Reichthums, den er nicht zu bewältigen vermochte. Er konnte nicht wie Mozart (und Mozart ist der Einzige, der dies gekonnt hat) ein Meisterwerk auf schwankender Grundlage aufführen. Seine Musik war reich an Einfällen und Nüancen; zuweilen, aber nur selten, war sie bizarr, geheimnißvoll und quälend. Obwohl er alles Unverständliche verabscheute, trugen ihn seine übermächtigen Gefühle oft in Regionen empor, die nur ihm allein zugänglich waren. Vielleicht war ich für ihn ein schlechter Beurtheiler (er pflegte mich zu befragen, wie Molière seine Magd), weil ich durch meine genaue Bekanntschaft mit ihm nach und nach dahin kam, mich mit allen Regungen seines Wesens zu identificiren. Acht Jahre lang weihte er mich in das Geheimniß seiner Begeisterung oder seiner Medita-

tionen ein, und sein Instrument offenbarte mir den Aufschwung oder den Zweifel, die Siege oder die Qualen seiner Seele. Darum verstand ich ihn, wie er sich selbst verstand, und ein Richter, der ihm fremder gewesen wäre, würde ihn gezwungen haben, für Alle verständlicher zu sein.

In seiner Jugend hat er zuweilen heitre und liebliche Ideen gehabt; er hat polnische Lieder componirt und Romanzen, welche nie erschienen sind und in welchen eine liebenswürdige Heiterkeit oder eine entzückende Weichheit liegt. Einige seiner spätern Compositionen sind auch noch wie krystallhelle Quellen, in denen sich die Sonne spiegelt. Aber wie kurz und wie selten sind diese Ausdrücke ruhiger Extase! Der Gesang der Lerche in den Wolken und das sanfte Dahingleiten des Schwans auf stillen Gewässern sind für ihn wie ein Aufleuchten heiterer Schönheit. Aber der klagende Schrei des hungrigen Adlers, der über den Felsen von Majorka schwebte, das durchdringende Geheul des Nordwindes und der trostlose Anblick schneebedeckter Taxusbäume verursachten ihm eine Traurigkeit, die viel länger währte, als seine Freude an dem Duft der Orangenblüthen, der Anmuth der Weinranken oder dem maurischen Liede des Landmanns.

Seine Gemüthsart äußerte sich in allen Dingen auf diese Weise. Wenn er einen Augenblick für den Genuß der Freundschaft und für das Lächeln des Glücks empfänglich war, so fühlte er sich dagegen tagelang, wochenlang durch das Versehen eines gleichgültigen Bekannten oder die kleinen Verdrießlichkeiten des gewöhnlichen Lebens verletzt. Wunderbarer Weise fühlte er sich jedoch durch einen großen Schmerz

nicht so niedergedrückt, wie durch ein kleines Leiden. Es schien, als hätte er anfangs nicht die Kraft, es zu begreifen, und später nicht die Kraft, es zu tragen, und so war die Gewalt seiner Erregungen den Ursachen, welche sie hervorriefen, durchaus nicht angemessen. In wirklicher Gefahr wußte er seine zerstörte Gesundheit heldenmüthig zu ertragen, aber bei unbedeutenden Leiden quälte er sich auf's jammervollste. Dies ist übrigens die Geschichte und das Schicksal aller Wesen, deren Nervensystem übermäßig ausgebildet ist.

Da er ein übertriebnes Verlangen nach kleinen Bequemlichkeiten fühlte und vor jeder Entbehrung Abscheu empfand, wurde ihm natürlich der Aufenthalt auf Majorka nach den ersten Tagen des Unwohlseins im höchsten Grade widerwärtig. Aber es war nicht möglich, gleich wieder abzureisen, weil er zu schwach war. Als er sich besser befand, herrschte ein so heftiger Wind längs der Küste, daß auch das Dampfschiff drei Wochen lang den Hafen nicht verlassen konnte, und dieses war das einzige Beförderungsmittel für Reisende.

So wurde unser Aufenthalt in Valdemosa eine Pein für ihn und eine Qual für mich. Chopin, der in der Gesellschaft freundlich, heiter und liebenswürdig war, konnte in der Intimität des häuslichen Lebens zur Verzweiflung bringen. Keine Seele konnte edler, zarter, uneigennütziger sein; kein Umgang treuer und aufrichtiger; kein Geist glänzender in seiner Heiterkeit, ernster und tiefer in dem, was er erfaßte. Dagegen war auch leider keine Laune wechselnder; keine Phantasie düstrer und ausschweifender; keine Empfindlichkeit schwerer zu schonen; keine Herzensbegehrlichkeit schwerer zu befriedigen. Aber nichts von alledem war seine

Schuld; alles dies lag in seiner Krankheit. Seine Seele blutete aus tausend Wunden und der Fall eines Rosenblattes, der Schatten einer Fliege verursachten ihr Schmerzen. Außer mir und meinen Kindern war ihm Alles unter dem spanischen Himmel zuwider und erschien ihm empörend, und er wurde mehr von dem Verlangen nach der Abreise verzehrt, als durch die Entbehrungen des Aufenthalts bedrückt.

Endlich konnten wir uns, in den letzten Tagen des Winters, nach Barcelona begeben und von dort aus, wieder zur See, nach Marseille gehen. Ich verließ die Karthause mit einem Gemisch von Schmerz und Freude. Wenn ich mit meinen Kindern allein gewesen wäre, hätte ich gern zwei bis drei Jahre dort zugebracht. Wir hatten einen Koffer voll guter, lehrreicher Bücher mitgebracht und ich hatte hier Zeit gehabt, sie ihnen zu erklären. Der Himmel wurde jetzt klar und die Insel wurde ein zaubervoller Aufenthalt. Unsere romantische Einsamkeit entzückte uns; Moritz erstarkte zusehends und wir lachten über jede Entbehrung, die uns betraf. Ich würde hier die schönsten Arbeitsstunden ohne jede Zerstreuung gefunden haben; wenn ich nicht Krankenwärterin sein mußte, las ich vortreffliche philosophische oder historische Werke und der Kranke selbst wäre anbetungswürdig gut gewesen, wenn er gefühlt hätte, daß es besser mit ihm würde. Mit welcher Poesie erfüllten seine Melodien das Heiligthum, selbst wenn er am schmerzlichsten bewegt war! Und die Karthause war so schön unter ihren Epheugewinden; die Luft auf unserm Berge war so rein, das Meer so blau am fernen Horizonte! Es war der schönste Ort, den ich jemals bewohnte, und einer der schönsten, den ich

jemals sah — aber ich hatte das Alles kaum genossen! da ich den Kranken nicht zu verlassen wagte, konnte ich täglich mit meinen Kindern nur einige Minuten ausgehen und oft mußte ich dem Spaziergange ganz entsagen, und endlich wurde ich selbst durch die Anstrengung und den Mangel an Bewegung sehr krank.

In Marseille mußten wir uns aufhalten; ich ließ Chopin durch den berühmten Doktor Cauvières untersuchen, der ihn anfangs für gefährlich krank erklärte, aber Hoffnung schöpfte, als er sah, wie rasch es mit seiner Genesung vorwärtsging. Er schloß daraus, daß er bei sorgsamer Pflege lange leben könnte, und widmete ihm seine ganze Aufmerksamkeit. Dieser würdige und liebenswürdige Mann, der einer der ersten Aerzte Frankreichs und der angenehmste, zuverlässigste, aufopferndste Freund ist, gilt in Marseille als die Vorsehung der Glücklichen und Unglücklichen. Er ist ein Mann des Fortschritts und von entschiedener Gesinnung und hat in einem hohen Alter die Schönheit der Seele, wie die des Körpers bewahrt. Sein Gesichtsausdruck ist zugleich sanft und lebhaft und immer von einem sanften Lächeln, von einem glänzenden Auge erhellt, welches in gleicher Weise Ehrfurcht und Zuneigung einflößt. Er gehört noch immer zu den schönsten und glücklichsten Organisationen, die es gibt, ist frei von Altersschwäche, voller Feuer, jung an Geist und Herz, eben so gütig als glänzend und noch immer im Vollgenuß der hohen Eigenschaften einer reichbegabten Seele.

Gegen uns war er wie ein Vater. Unablässig bemüht, uns das Leben angenehm zu machen, pflegte er den Kranken, führte die Kinder spazieren und verzog sie in jeder Weise

und erfüllte meine Stunden, wenn auch nicht mit Ruhe, doch wenigstens mit Hoffnung, mit Vertrauen und mit geistigem Behagen. Ich habe ihn in diesem Jahre*) in Marseille wiedergesehen, das heißt fünfzehn Jahre später, und habe ihn wo möglich noch jugendlicher und liebenswürdiger gefunden, als ich ihn verlassen hatte. Er hatte eben die Cholera gehabt und hatte sie ertragen und überwunden wie ein junger Mann. Die Erwählten seines Herzens liebte er noch eben so feurig wie am ersten Tage, glaubte an Frankreich, an die Zukunft, an die Wahrheit, wie die Kinder dieses Jahrhunderts nicht mehr daran glauben; kurz, sein herrliches Alter ist seines herrlichen Lebens werth.

Als er sah, wie Chopin mit dem Frühling wieder auflebte und nur einer mäßigen ärztlichen Behandlung bedurfte, billigte er unseren Plan, einige Tage in Genua zu verleben. Es war ein Genuß für mich, die schönen Gebäude und köstlichen Gemälde, welche diese reizende Stadt besitzt, in Moritz' Gesellschaft wiederzusehen.

Bei der Rückkehr bekamen wir auf dem Meere einen heftigen Windstoß. Chopin wurde ziemlich krank davon und wir ruhten uns wieder einige Tage lang in Marseille bei dem vortrefflichen Doktor aus.

Marseille ist eine prächtige Stadt, aber auf den ersten Blick verletzt uns die Strenge ihres Klima's und die Derbheit ihrer Bewohner. Man gewöhnt sich aber bald daran, denn im Grund ist das Klima gesund und die Einwohner sind gut. Man begreift, daß man endlich die Wuth des

*) 1854.

Mistral, die Angriffe des Meeres und die unerträglichen Gluthen der Sonne erträgt, wenn man hier in dieser reichen Stadt alle Hülfsmittel der Civilisation in allen ihren Abstufungen vereinigt findet, oder wenn man einige größere Ausflüge durch die Provence macht, die an manchen Orten eben so fremdartig und schön ist, wie viele zu sehr gepriesene Gegenden Italiens.

Ohne weitere Unfälle brachte ich den gesunden Moritz und den genesenden Chopin nach Nohant; aber nach einigen Tagen war Moritz der kränkere der Beiden. Das Herz nahm wieder zu sehr überhand. Mein Freund Papet, der ein vortrefflicher Arzt ist, der aber wegen seines bedeutenden Vermögens nur für seine Freunde und für Arme, und zwar gratis prakticirt, übernahm die Verantwortung, meines Sohnes Diät vollständig zu ändern. Seit zwei Jahren mußte er sich mit Kalbfleisch, Geflügel und kaum gefärbtem Wasser begnügen. Papet war der Ansicht, daß des Knaben schnelles Wachsen stärkender Mittel bedürfte, und nachdem er ihm zur Ader gelassen hatte, suchte er ihn durch ganz entgegengesetzte Diät zu kräftigen. Und es war gut, daß ich Papet vertraute, denn von dieser Zeit an wurde Moritz vollständig geheilt und erlangte eine starke, dauernde Gesundheit.

Was Chopin betrifft, so fand Papet bei demselben kein Symptom eines Lungenleidens, sondern nur eine geringe chronische Entzündung des Kehlkopfs, die er zwar nicht zu heilen hoffte, die ihm aber auch in keiner Weise gefährlich erschien.

Um diese Zeit verlor ich meinen engelhaften Freund

Gaubert — meinen edlen, zärtlichen „Vater" Durès-Dufresne hatte ich schon 1837 auf eine ebenso schmerzliche als tragische Weise verloren. Tags zuvor hatte er mit meinem Manne gegessen. Der Malgache schrieb mir: „Am 29. Oct. um elf Uhr Morgens begegnete ihm ein Einwohner von Chateaurour. Er war sehr vergnügt, denn er war eben Großvater geworden und hatte die üblichen Bonbons eingekauft. Von diesem Augenblick an geht seine Spur verloren. Sein Körper ist in der Seine aufgefunden. Ist er ermordet? Nichts gibt uns einen Beweis dafür; er war nicht beraubt, seine goldnen Ohrringe waren unbeschädigt."

Dies traurige Ende ist immer geheimnißvoll geblieben; zu meinem Bruder hatte er zwei Tage früher in Bezug auf die politischen Ereignisse gesagt: „Es ist Alles aus, Alles verloren!" Aber beweglich, enthusiastisch und energisch, wie er war, hatte er im Augenblick darauf seine Heiterkeit wiedergewonnen.

Ehe ich nun weiter gehe, muß ich von einem politischen Ereigniß sprechen, das am 12. Mai 1839 in Frankreich stattfand, während ich in Genua war, und von einem Manne, den ich zwar erst später kennen lernte, den ich aber immer in die erste Reihe meiner Zeitgenossen gestellt habe; ich meine Armand Barbès.

Sein erstes Auftreten war übrigens das eines unüberlegten Enthusiasmus, und ich zaudere nicht mit Louis Blanc den Versuch vom 12. Mai zu verdammen. Ich wage sogar hinzuzufügen, daß die traurige Redensart: „Der Erfolg rechtfertigt Alles", einen ernsteren Sinn enthält, als man einem fatalistischen Spruche zuschreiben sollte. Es liegt

sogar eine tiefe Wahrheit darin, wenn man bedenkt, daß das Leben einer gewissen Anzahl von Menschen wohl einem der ganzen Menschheit heilsamen Principe geopfert werden darf, aber nur unter der Bedingung, die Herrschaft dieses Princips im Leben wirklich zu fördern. Wenn die Unternehmungen der Tapferkeit und der Aufopferung unfruchtbar bleiben sollen, oder wenn sie sogar unter gewissen Bedingungen und bei der Herrschaft gewisser Verhältnisse durch ihr Mißlingen die Stunde des Heils in die Ferne rücken sollten, mögen diese Unternehmungen aus noch so reiner Absicht hervorgegangen sein — ihre That ist verdammlich. Sie giebt der siegenden Partei neue Kräfte und erschüttert den Glauben der Besiegten. Sie vergießt unschuldiges Blut und das kostbare Blut der Verschwörer zum Vortheil der ungerechten Sache. Sie flößt der Menge Mißtrauen ein oder ein thörichtes Entsetzen, das es fast unmöglich macht, den großen Haufen zurückzuführen oder zu überzeugen.

Ich weiß zwar, daß der Erfolg das Geheimniß Gottes ist, und wenn wir, wie unsere Voreltern, nur vorwärts gingen, nachdem wir ein Orakel consultirt hätten, von dessen Untrüglichkeit wir überzeugt wären, hätten wir kein Verdienst dabei, unser Vermögen, unsere Freiheit und unser Leben auf's Spiel zu setzen. Uebrigens liegt das Orakel der Jetztzeit im Volke: Vox populi, vox Dei; und dies Orakel ist trügerisch und geheimnißvoll, es weiß oft selber nicht, woher seine Begeisterung und seine Ahnungen stammen — aber so schwer es auch sein mag, dasselbe zu ergründen — das Genie des Volksführers liegt eben nur in dem Verständniß, in der richtigen Deutung dieses Orakels.

Der Volksführer ist demnach seiner Aufgabe nicht gewachsen, wenn ihm Klugheit fehlt, Scharfblick oder dies eigenthümliche Talent, das die nothwendige Entwickelung der Ereignisse voraussieht. Es ist eine so ernste Sache, ein Volk, oder auch nur den kleinsten Theil eines Volkes in die blutige Arena der Revolutionen zu stürzen, daß es dem Einzelnen nicht erlaubt ist, seinem Opfermuthe, seinem Enthusiasmus für ein erhabenes Martyrthum oder den Illusionen der reinsten Ueberzeugung zu folgen. Der Glaube wird nur im Gebiete des Glaubens lebendig; die Wunder, die er schafft, können diesen Kreis nicht überschreiten, und sobald sie der Mensch in das Bereich der Thatsachen übertragen will, vermag der Glaube nichts, so lange er in mystisches Dunkel gehüllt bleibt. Er muß von lebendigem Licht erhellt sein und muß sich auf genaue Erkenntniß der Wirklichkeit stützen, wenn er etwas vollbringen will. Er muß die Wissenschaft zu Hülfe rufen und zwar eine eben so exacte Wissenschaft, wie die war, auf welche Napoleon seine Schlachtpläne gründete.

Dies hatten die Anführer der „Société des saisons" vergessen. Sie zählten auf das Wunder des Glaubens und vernachlässigten die zwiefache Erkenntniß, welche zu solchen Unternehmungen nöthig ist. Sie täuschten sich über die allgemeine Stimmung und über die Mittel des Widerstandes; sie stürzten sich in den Abgrund wie Curtius, ohne zu bedenken, daß sich das Volk gerade in einem jener Augenblicke des Ermattens und des Zweifelns befand, in welchem wir aus Liebe zu ihm, aus Achtung für seine Zukunft — die vielleicht morgen schon hereinbricht, uns hüten müssen,

ihm zu Thaten der Feigheit oder des Unglaubens Gelegenheit zu geben.

Der Erfolg rechtfertigt nicht Alles, aber er heiligt große Unternehmungen und zwingt die menschliche Natur bis zu einem gewissen Punkte selbst die ungerechte Sache anzuerkennen; die Zustimmung des Volkes ist also in solchen Fällen immer zu berücksichtigen und wir müssen uns dagegen aufrecht erhalten und darauf warten. In gewissen Zeiten müssen edle Seelen ihren Zorn zu unterdrücken wissen, um sich für die Stunde zu erhalten, wo sie den heiligen Funken zum weitumsichgreifenden Brande anzufachen vermögen. Wenn dann eine Partei mit dem Volke oder an der Spitze des Volkes zum Kampfe voranschreitet, um dessen Geschick anders zu gestalten, und wenn sie trotz der klügsten Erwägungen und der wohlberechnetsten Thätigkeit untergeht, sind ihre Anstrengungen immer nicht verloren und die Ueberlebenden werden dereinst noch die Früchte derselben ernten, sobald die Unterliegenden durch ihre Thaten den Beweis eines großartigen und glühenden Widerstandes zu geben vermögen und noch in ihrem Untergange fähig sind, dem Feinde zu schaden. In diesem Falle segnet man die Verfechter der guten Sache, auch wenn sie unterliegen, und verzeiht ihnen das Elend, das von solchen Krisen unzertrennlich ist, weil man begreift, daß sie nicht leichtsinnig gehandelt haben — und der Glaube, der aus dem Unheil wieder aufersteht, ist der Möglichkeit des Erfolges gleich, die mit ihrem Plane verknüpft war. So verzeihen wir dem erfahrenen Feldherrn, wenn er bei einer Niederlage ganze Kolonnen seiner Krieger einem wahrscheinlichen Siege opfert; aber wir ver-

dammen den tollkühnen Helden, der sich und eine kleine Schaar ohne Nutzen in's Verderben gestürzt hat.

Gott soll mich davor bewahren, Barbès, Martin Bernard und die anderen edlen Märtyrer jener Tage zu verdammen, weil sie blindlings ihrer angeborenen Kühnheit, ihrer Verachtung des Lebens und ihrem Verlangen nach Ruhm geopfert haben. Nein! von Charakter waren sie bedächtig, fleißig, bescheiden, aber sie waren jung, sie waren vom tiefsten Pflichtgefühl fortgerissen und sie glaubten, daß ihr Tod fruchtbar sein würde. Sie glaubten zu fest an die Vortrefflichkeit der menschlichen Natur, weil sie dieselbe nach sich selbst beurtheilten. O, meine Freunde! wie schön ist Euer Leben, wenn wir, um nur einen Fehler darin zu finden, im Namen der kalten Vernunft die edelsten Gefühle angreifen müssen, deren das Menschenherz fähig ist.

Barbès' wirkliche Größe zeigte sich besonders in seiner Haltung vor Gericht; sie vervollkommnete sich im langen Martyrthum der Gefangenschaft und seine Seele erhob sich bis zur Heiligkeit. Aus dem Schweigen dieser demuthsvollen, fromm ergebenen Seele ist die reinste und überzeugendste Tugendlehre hervorgegangen, welche unserem Jahrhundert gegeben wurde. Da war nie ein Irrthum, nie ein Ermatten in dieser vollständigen Selbstverleugnung, in dieser ruhigen, sanften Stärke, und in den zärtlichen Tröstungen für alle Herzen, die durch seine Leiden zerrissen waren. Barbès' Briefe an seine Freunde sind der besten, glaubensvollsten Zeiten würdig. Durch Nachdenken gereift, hat er sich in alle Höhen der Philosophie erhoben, aber er hat die Meisten, welche lehren und predigen, dadurch übertroffen,

daß er die Kraft des Stoikers mit der demüthigen Sanftmuth des wahren Christen in sich vereinigte. In dieser Beziehung hat er sich den größten Denkern seines Zeitalters gleichgestellt, obwohl er nicht als Schöpfer in der Sphäre der Ideen aufgetreten ist. Aber Wort und Gedanken der Anderen sind bei ihm fruchtbar gewesen und sind in einem so reinen und frommen Herzen eingewurzelt und aufgewachsen, daß dies Herz dadurch ein Spiegel der Wahrheit geworden ist, ein Prüfstein für jedes zarte Gewissen und ein seltener und wirksamer Trost für Alle, die vor der Verderbniß unserer Zeit erschrecken, vor der Ungerechtigkeit der Parteien und vor der Ermattung der Geister in Tagen der Prüfung oder der Verfolgung.

Dreizehntes Kapitel.

Ich mache einen Versuch als Lehrerin, der mir mißlingt. — Unentschiedenheit. — Rückkehr meines Bruders. — Die Pavillons der Rue Pigole. — Meine Tochter kommt in eine Pension. — Der Square d'Orléans und mein Umgang. — Ein tiefes Nachdenken im kleinen Wäldchen zu Nohant. — Eine Schilderung von Chopin's Charakter. — Der Prinz Karol. — Ursachen zur Traurigkeit. — Mein Sohn tröstet mich über Alles. — Mein Herz vergibt Alles. — Der Tod meines Bruders. — Einige Worte über die Geschiedenen. — Der Himmel. — Die Schmerzen, von denen wir nicht sprechen. — Die Zukunft des Jahrhunderts. — Schluß.

Als wir von unserer Reise nach Majorka zurückgekehrt waren, wünschte ich durch die Einrichtung meiner Lebensweise das schwierige Problem zu lösen, Moritz Gelegenheit

zum Lernen und Arbeiten zu geben, ohne ihm Luft und Bewegung zu entziehen. In Nohant war das möglich und unsere Lectüre konnte durch historische, philosophische und literarische Unterweisungen für das Griechische und Lateinische im Collège entschädigen.

Aber Moritz hatte eine Vorliebe für Malerei und darin konnte ich ihn nicht unterrichten. Dazu kam, daß ich mich auch in allem Uebrigen nicht genug auf mich verlassen konnte, um unsere Studien weit zu führen. Ich mußte selbst das, was ich ihm am Morgen erklären wollte, Abends vorher lernen und vorbereiten, denn ich hatte Nichts gründlich gelernt; dabei mußte ich auch eine Lehrmethode erfinden, die Moritz zusagte, und wieder eine andere für Solange, deren Geist in den Fächern, welche ihrem Alter angemessen waren, einer ganz anderen Unterweisung bedurfte.

Dies überstieg meine Kräfte, wenn ich dem Schreiben nicht ganz entsagen wollte. Eine Zeitlang ging ich ernstlich mit diesem Gedanken um, denn wenn ich mich entschloß, das ganze Jahr auf dem Lande zu leben, konnte ich mit dem auskommen, was Nohant eintrug. Gewiß hätte mich diese Lebensweise vollständig befriedigt, wenn es mir möglich gewesen wäre, das, was an Licht und Geistesleben in mir war, dem Unterricht meiner Kinder zu weihen; aber ich bemerkte bald, daß der Lehrerberuf mir nicht zusagte, oder vielmehr, daß ich mich für die Aufgabe dieses Berufes nicht eignete. Gott hat mir die Gabe der Rede nicht verliehen; ich wußte mich nicht klar und bestimmt genug auszudrücken und außerdem verging mir die Stimme schon nach viertelstündiger Anstrengung. Dann war ich auch mit meinen Kindern

nicht geduldig genug; ich würde die Kinder fremder Leute viel besser unterrichtet haben. Es ist auch vielleicht nicht gut, sich für seine Schüler leidenschaftlich zu interessiren; ich erschöpfte mich oft in Willensanstrengungen und fand dann im Geiste der Kinder einen Widerstand, der mich zur Verzweiflung brachte. Eine junge Mutter besitzt nicht genug Erfahrung, um die Trägheit und Zerstreuung der Kinder zu besiegen. Ich erinnerte mich freilich noch ganz deutlich an meine eignen derartigen Zustände, aber es fiel mir auch ein, daß ich, wenn man dieselben nicht gegen meinen Willen bewältigt hätte, entweder unthätig geblieben oder verrückt geworden wäre — so quälte ich mich denn ab, den Widerstand zu ermüden, da ich mich nicht kräftig genug fühlte, ihn zu brechen.

Später habe ich meine Enkelin im Lesen unterrichtet und bin geduldig geblieben, obwohl ich sie auch leidenschaftlich liebte; aber ich war auch um viele Jahre älter!

Zu der Ungewißheit, in welcher ich mich in Bezug auf die Einrichtung meiner Lebensweise befand, kam noch eine andere schwierige Frage, die ich reiflich in meinem Gewissen erwog. Ich fragte mich, ob ich auf Chopin's Wunsch, unser häusliches Leben zu theilen, eingehen sollte oder nicht. Ich würde nicht gezaudert haben, nein zu sagen, wenn ich damals schon gewußt hätte, wie kurze Zeit nur die Stille und der Ernst des Landlebens seiner körperlichen und geistigen Gesundheit zuträglich wäre. Seine Reiseverzweiflung und seinen Abscheu vor Majorka schrieb ich noch immer der Fieberaufregung zu und dem düsteren Charakter unseres dortigen Wohnortes. Nohant bot ihm eine heitere Umgebung,

eine weniger strenge Einsamkeit, einen gemüthlichen Verkehr und die nöthigen Hülfsmittel im Fall der Erkrankung. Papet war für ihn ein liebevoller, verständiger Arzt; Fleury, Duteil, Duvernet und ihre Familien, Planet und besonders Rollinat gefielen ihm auf den ersten Blick — und Alle hatten ihn lieb und fühlten sich gedrungen, ihm zu verzeihen, wie ich es that.

Mein Bruder war wieder nach dem Berry gezogen; er hatte sich auf dem Gute Montgivrai eingerichtet, das seine Frau geerbt hatte und das nur eine halbe Stunde von Nohant entfernt war. Mein armer Hippolyt hatte sich so sonderbar und unsinnig gegen mich betragen, daß es nicht zu grausam gewesen wäre, wenn ich mich etwas von ihm zurückgezogen hätte. Aber ich konnte mich nicht von seiner Frau zurückziehen, die sich immer vortrefflich gegen mich benommen hatte, und von seiner Tochter, die ich liebte, als wenn sie mein eignes Kind gewesen wäre, da ich sie zum Theil auferzogen und ihr dieselbe Pflege gewidmet hatte, wie meinem Sohne. Ueberdies war mein Bruder, sobald er seinen Fehler einsah, gleich bereit, sich so vollständig in so drolliger und energischer Weise anzuklagen, wobei er halb lachend, halb weinend tausend naive, witzige Dinge sagte, daß all mein Zorn nach Verlauf einer Stunde überwunden war. Von einem Anderen als von ihm wären die vergangenen Dinge unverzeihlich gewesen und mit ihm mußte die Zukunft bald unerträglich werden. Aber was konnte ich thun? Er war es ja, der Gefährte meiner ersten Jahre; der Bastard, dem ein glückliches Gestirn bei der Geburt geleuchtet hatte, das verzogene Kind unseres Hauses. Hippolyt hätte sehr

Unrecht gethan, wenn er sich das Ansehen eines Antony gegeben hätte. Antony mag in Bezug auf die Vorurtheile gewisser Familien eine wahre Gestalt sein — und das Schöne ist ja immer ziemlich wahr; aber man könnte gewiß ein Gegenstück zu Antony schaffen und der Verfasser des tragischen Gedichtes wäre gewiß im Stande, dies Gegenstück eben so wahr und schön zu vollenden. In gewissen Kreisen flößt das Kind der Liebe ein solches Interesse ein, daß es, wenn nicht der König der Familie, doch das kühnste und unabhängigste ihrer Mitglieder wird — dasjenige, welches Alles wagt und dem man Alles verzeiht, weil die Herzen sich gedrungen fühlen, dies Kind für die Verachtung der Gesellschaft zu entschädigen. Da Hyppolit von Rechtswegen in meinem Hause Nichts war und auf Nichts Anspruch machen konnte, hatte er darin um so mehr seinen unruhigen Charakter, sein gutes Herz und seinen Eigensinn zur Geltung gebracht. Er hatte mich aus meinem Hause vertrieben, weil ich mich durchaus nicht dazu verstehen konnte, ihn zu vertreiben; er hatte den Kampf, der mich zurückführte, verbittert und verlängert, jetzt kam auch er zurück und ihm wurde verziehen und er wurde auf's Herzlichste empfangen, weil er auf der Schwelle des Vaterhauses einige Thränen vergoß. Es war aber nur der Anfang zu einer neuen Reihenfolge von Schuld und Reue auf seiner Seite und immer wiederkehrender Versöhnung und Verzeihung auf der meinigen.

Durch seine Lebhaftigkeit, seine unerschöpfliche Heiterkeit, die Originalität seines Witzes und durch seine enthusiastische und naive Bewunderung für Chopin's Talent,

fand Hippolyt Gnade vor dem großen Künstler, der eine ganz aristokratische Natur war. Hippolyt behandelte ihn aber auch fortwährend mit der ehrfurchtvollsten Nachgiebigkeit, und sogar in der unvermeidlichen fürchterlichen Stunde des Rausches. So ging denn Alles Anfangs sehr gut, und ich gab mich eine Zeitlang der Hoffnung hin, Chopin könnte seine Gesundheit durch das wiederholte Landleben in unserm Kreise wieder herstellen. Daß er im Winter nach Paris zurückkehrte, war seiner Arbeit wegen unvermeidlich.

Aber die Aussicht auf diese Art von Familienverbindung und auf das Einführen eines neuen Freundes in mein häusliches Leben gab mir viel zu denken. Ich erschrak vor der Aufgabe, die ich übernehmen sollte und die ich mit der Reise nach Spanien abgethan zu haben glaubte. Wenn Moritz wieder in den krankhaften Zustand verfallen wäre, der mich früher so sehr in Anspruch genommen hatte, hörten freilich die Anstrengungen des Unterrichts auf, aber auch die Freuden meiner Arbeit — und welche Stunden meines Lebens wären dann heiter und belebend genug gewesen, um sie der Pflege eines Kranken zu weihen, der noch viel schwerer zu behandeln und zu trösten war, als Moritz?

So bemächtigte sich denn meiner Seele eine Art von Entsetzen, bei dem Gedanken an die neuen Pflichten, die mir auferlegt werden sollten. Ich wurde nicht durch Leidenschaft getäuscht, und wenn ich für den Künstler eine gewisse mütterliche Anbetung fühlte, die sehr wahr und sehr innig war, so konnte sie doch nicht einen Augenblick mit der angebornen Mutterliebe verglichen werden, dem einzigen Gefühl, das zugleich keusch und leidenschaftlich sein kann.

Ich war jung genug, um vielleicht noch gegen die Liebe kämpfen zu müssen, der man gewöhnlich den Namen der Leidenschaft beilegt. Diese Eventualität meines Alters, meiner Verhältnisse und des Geschickes der Künstlerinnen überhaupt, besonders wenn sie flüchtige Herzensverbindungen verabscheuen, erschreckte mich sehr, und da ich entschlossen war, mich niemals einem Einfluß hingzugeben, der die Sorge für meine Kinder in den Hintergrund drängen könnte, sah ich sogar eine zwar geringere, aber noch immer mögliche Gefahr in der zärtlichen Freundschaft, welche mir Chopin einflößte.

Indessen verschwand diese Gefahr nach reiflicher Ueberlegung und das Verhältniß zu Chopin nahm sogar einen ganz entgegengesetzten Charakter an, den eines Präservativs gegen die Art von Aufregungen, denen ich nicht mehr ausgesetzt sein wollte. Eine Pflicht mehr in meinem Leben, das schon so überreich an Mühen und Sorgen war, erschien mir wie eine neue Gewährleistung für das ernste Leben, zu dem ich mich mit einer Art frommer Begeisterung berufen fühlte.

Wenn ich den Plan ausgeführt hätte, mich das ganze Jahr in Nohant aufzuhalten, der Kunst zu entsagen und mich ganz dem Unterricht meiner Kinder zu widmen, wäre Chopin von der Gefahr befreit, die ihn bedrohte, ohne daß er es merkte; ich meine die Gefahr, sich so an mich anzuschließen, daß ich ihm unentbehrlich wurde. Er hatte mich noch nicht so lieb, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, den Abschied zu verschmerzen, und seine Zuneigung zu mir war noch keine ausschließliche. Er sprach viel mit mir von einer

romantischen Liebe, die er in Polen gehabt hatte, von süßen Fesseln, die er in Paris empfunden hatte und die ihn dort wieder erwarteten, am meisten aber von seiner Mutter, dem einzigen Wesen, das er jemals leidenschaftlich geliebt hat, obwohl er sich gewöhnt hatte, fern von ihr zu leben. Wenn er genöthigt gewesen wäre, mich zu verlassen um seines Berufes willen, der eine Ehrensache für ihn war, da er nur von seiner Arbeit lebte, würde ihn ein sechsmonatlicher Aufenthalt in Paris nach einigen Tagen voll Unbehaglichkeit und Thränen seiner eleganten Lebensweise, seinen glänzenden Erfolgen und seiner feinen, geistigen Koketterie gänzlich wiedergegeben haben. Daran konnte ich nicht zweifeln — ich zweifelte auch keinen Augenblick!

Aber das Schicksal hatte uns die Bande eines langen Zusammenlebens bestimmt, und wir kamen dazu, ohne daß wir eigentlich merkten, wie es geschah.

Als ich mir gestehen mußte, daß ich meinem Lehreramte nicht gewachsen war, entschloß ich mich, dasselbe geschicktern Händen zu übergeben und zu diesem Zwecke jährlich auf einige Zeit nach Paris überzusiedeln. Ich miethete Rue Pigole eine Wohnung, die aus zwei Gartenpavillons bestand. Chopin richtete sich in der Rue Tronchet ein, aber sein Logis war kalt und feucht. Er bekam wieder einen bösartigen Husten und ich mußte entweder mein Krankenpflegeramt aufgeben, oder meine Zeit in unaufhörlichem Hin- und Hergehen verschwenden. Chopin, der mir diese Wege zu ersparen wünschte, kam täglich, um mir mit der leidendsten Miene von der Welt und mit halberloschner Stimme die Versicherung zu geben, daß er sich ganz vortreff-

lich befände. Er wünschte dann gewöhnlich mit uns zu essen und fuhr Abends vor Kälte zitternd wieder nach Haus. Als ich nun sah, wie schwer er sich zu einem Aufhören unseres Familienlebens verstehen würde, bot ich ihm an, ihm in einem der Pavillons eine Wohnung zu überlassen. Mit großer Freude ging er darauf ein; er bekam die nöthigen Zimmer, in denen er seine Freunde empfangen und Stunden geben konnte, ohne mich zu geniren; Moritz bewohnte die Gemächer über ihm, und ich und meine Tochter hatten den andern Pavillon eingenommen. Der Garten war hübsch und groß genug, um lebhafte Spiele zu gestatten. Wir hatten Lehrer und Lehrerinnen, die ihr Möglichstes thaten. Gesellschaft sah ich so wenig als möglich, und beschränkte mich am liebsten ganz auf meine Freunde; außerdem kam Augustine, eine junge, liebenswürdige Verwandte von mir, Oskar, der Sohn meiner Schwester, den ich angenommen und in eine Pension gegeben hatte, sowie die beiden schönen Kinder der Frau von Oribeau, die aus denselben Gründen nach Paris gezogen war, wie ich — und diese junge Welt, die sich von Zeit zu Zeit mit meinen Kindern vereinigte, warf zu meiner größten Lust alles im Hause durcheinander.

Wir verlebten beinah ein Jahr in dieser Weise und versuchten uns in dieser häuslichen Erziehung. Moritz befand sich dabei ganz wohl, die klassischen Studien fesselten ihn nicht mehr, wie sie meinen Vater gefesselt hatten; aber die Herrn Eugen Pelleton, Lepton und Zirardini flößten ihm Geschmack am Lesen ein und lehrten ihn das Gelesene verstehen, sobald er fähig war, für sich allein zu lernen und die Wege aufzufinden, die seiner Eigenthümlichkeit

angemessen waren. Er fing an, sich mit den Anfangsgründen des Zeichnens zu beschäftigen, das er bis dahin nur instinktmäßig geübt hatte.

Mit meiner Tochter war es jedoch anders; trotz des vortrefflichen Unterrichts, den sie in meinem Hause von Fräulein Suez, einer sehr gebildeten und sanften Genferin, erhielt, konnte sich ihr ungeduldiger Sinn, ihr unruhiger Geist mit keiner Arbeit anhaltend beschäftigen, und das war um so unerträglicher, da sie mit außerordentlichem Verstande, Geist und Gedächtniß begabt war. Wir mußten also zum gemeinsamen Unterricht zurückkehren und zum Leben in der Pension, das den Kreis der Zerstreuungen beschränkt und es darum leichter macht, den Einfluß derselben zu besiegen. In der ersten Pension, die ich für sie auserwählte, gefiel es ihr übrigens nicht. Ich nahm sie sogleich aus derselben fort, um sie nach Chaillot zu Madame Bascous zu bringen, und sie gestand mir, daß sie sich dort besser befände, als in meinem Hause. Sie bewohnte eine herrliche Gegend und ein freundliches Haus, wurde auf's Sorgsamste gepflegt und genoß den Privatunterricht des Herrn Bascous, eines ausgezeichneten Mannes, und sie hatte nun endlich die Gnade, einzusehen, daß die Bildung des Geistes wohl etwas anderes sein könnte, als eine unbillige Zumuthung. Diese Ansicht hatte das widerspenstige, kleine Ding nämlich bis dahin gehabt, und hatte behauptet, alle menschlichen Kenntnisse wären nur zu dem Zwecke erfunden, die kleinen Mädchen zu quälen.

Nachdem ich mich zu der abermaligen Trennung von

dem Kinde entschlossen hatte (ein Entschluß, der mir mehr Schmerz und Anstrengung verursachte, als ich zeigen mochte), verlebte ich abwechselnd den Sommer in Nohant und den Winter in Paris, ohne mich von Moritz zu trennen, der sich überall zu beschäftigen wußte. Auch Chopin brachte jährlich drei bis vier Monate in Nohant zu; ich pflegte meinen Aufenthalt daselbst bis ziemlich tief in den Winter hinein zu verlängern, und wenn ich nach Paris kam, fand ich meinen „Stammkranken" wieder, wie Chopin sich zu nennen beliebte. Er sehnte sich immer nach meiner Ankunft, aber er hatte kein Verlangen nach Nohant, denn das Landleben war ihm höchstens vierzehn Tage lang angenehm, und wenn er es länger ertrug, geschah es nur aus Liebe zu mir. Wir hatten die Pavillons der Rue Pigole verlassen, weil sie Chopin mißfielen, und hatten uns auf dem Square d'Orléans eingemiethet, wo uns die gute, thätige Marliani eine Häuslichkeit schuf. Sie hatte eine schöne Wohnung zwischen meinen und Chopin's Zimmern, und wir brauchten nur einen großen, mit Bäumen bepflanzten und sehr reinlich gehaltenen Hof zu überschreiten, um uns bald bei ihr, bald in meiner Wohnung, bald bei Chopin zu versammeln, wenn er Lust hatte, uns etwas vorzuspielen. Unser Mittagessen nahmen wir gemeinschaftlich auf allgemeine Unkosten bei der Marliani ein, und dies Uebereinkommen war so angenehm und sparsam, wie alle Associationen. Es gewährte mir außerdem die Annehmlichkeit, einen größern Kreis von Bekannten bei Madame Marliani zu sehen, meine Freunde in meinen Zimmern zu empfangen und mich zurückzuziehen, so oft ich Lust zur Arbeit hatte. Chopin freute

sich auch, einen schönen, ruhigen Salon zu haben, wo er ungestört componiren oder träumen konnte. Aber er liebte die Gesellschaft und benutzte sein Heiligthum eigentlich nur, um Stunden zu geben, und was er schuf und schrieb, entstand größtentheils in Nohant. Moritz hatte ein Atelier und ein Zimmer über mir, und Solange hatte neben meinen Zimmern ein hübsches kleines Stübchen, in welchem sie gern an Ausgehetagen Augustinen gegenüber die große Dame spielte, und aus welchem sie ihren Bruder und Oskar mit großer Würde vertrieb, indem sie behauptete, diese „Gamins“ hätten einen sehr schlechten Ton und röchen nach Cigarren. Das hinderte sie aber gar nicht, einen Augenblick später in das Atelier hinaufzuklettern, um die Knaben zu necken und zu ärgern, so daß sie Alle ihre Zeit damit ausfüllten, sich gegenseitig auf das Schimpflichste aus ihren Zimmern zu verweisen. Gleich nachher suchten sie sich aber wieder auf und der Kampf ging von Neuem an. Ein anderes Kind, das Anfangs sehr schüchtern war und darum viel geneckt wurde, das aber bald selbst anfing, die andern zu necken und zu quälen, vermehrte das Kommen und Gehen, die Streitigkeiten und das laute Gelächter, das die Nachbarn in Verzweiflung brachte. Es war Eugen Lambert, ein Kamerad meines Sohnes im Maler-Atelier bei Delacroix, ein kluger, guter, talentvoller Knabe, den ich bald ebenso lieb hatte, wie meine eignen Kinder, und der, nachdem ich ihn auf vier Wochen nach Nohant eingeladen, bis jetzt zwölf Sommer und einige Winter daselbst verlebt hat.

Später nahm ich auch Augustine ganz zu mir, da mir

das Familienleben immer lieber und immer unentbehrlicher wurde. *)

Ich müßte einen ganzen Band füllen, wenn ich ausführlich von den berühmten Männern sprechen wollte, die mir in diesen acht Jahren als Freunde nah standen. Aber genügt es nicht, ihre Namen zu nennen? Es waren außer Denen, die ich schon erwähnt habe, Louis Blanc, Godefroy Cavaignac, Fleury Martin und die genialste Frauennatur unserer Zeit und zugleich das gütigste Herz, Pauline Garcia, die Tochter eines talentvollen Künstlers, die Schwester der Malibran und verheirathet mit meinem Freunde Louis Viardot, einem bescheidnen Gelehrten und eben so feingebildeten, als wackern Mann.

Unter Denen, die ich mit gleicher Achtung, aber weniger Vertraulichkeit gesehen habe, nenne ich Mickiewicz, Lablache,

*) Dies gute, schöne Kind war immer ein Engel des Trostes für mich, aber trotz ihrer Vorzüge und ihrer Zärtlichkeit wurde sie für mich die Quelle großer Leiden. Ihre Vormünder machten sie mir streitig, aber ich hatte die gewichtigsten Gründe, sie bei mir zu behalten, um sie zu beschützen. Als sie mündig wurde, weigerte sie sich, mich zu verlassen, und dies gab Veranlassung zu dem elendsten Angriff und den niedrigsten Verleumdungen einiger Menschen, die ich nicht nennen will. Man bedrohte mich mit Schmähschriften, wenn ich nicht 40,000 Francs bezahlte. Ich ließ diese Schmähschriften erscheinen, und die Polizei sah sich genöthigt, diese schmutzige Aufhäufung lächerlicher Lügen zu unterdrücken. Dies war übrigens nicht die schmerzhafteste Wunde, die ich im Kampfe für dies edle, reine Wesen empfing; die Verleumdung fing zuletzt an, auch sie selbst zu verfolgen, und um sie gegen Alles und gegen Alle zu vertheidigen, habe ich mich oft genöthigt gesehen, mein eignes Herz und die Seele Derer, die mir am theuersten waren, zu zerreißen. —

den ältesten Alkan, Soliva, Edgar Quinet, den General Pepe u. s. w., und ohne einen Rangesunterschied nach Talent und Berühmtheit zu machen, erinnere ich mich mit gleicher Freude an die treue Freundschaft des großen Künstlers Bocage und an die des edlen Handwerkers Agricol Perdiquier; an Ferdinand François, die stoische, reine Seele, und an Gillaud, den talentvollen, glaubensstarken Proletarier und Schriftsteller; an die wahre liebenswürdige Zuneigung Etienne Arago's, und an die aufrichtige, schwermüthige Freundschaft Anselm Pététin's; an Bonnechose, den besten liebenswürdigsten der Männer, den unschätzbaren Freund der Marliani; an Herrn von Racogne, den liebenswürdigen Dichter-Dilettanten, einen heitern, gefühlvollen Greis, der immer Rosen im Geiste und niemals Dornen im Herzen trug, an Mendizabal, den heitern und liebevollen Papa unserer lieben Jugend, und an Dessauer, *) den bedeutenden Künstler, den reinen und würdigen Charakter, und endlich an Hetzel, der mir nicht weniger lieb war, weil er spät in mein Leben eintrat, und an den Doktor Varennes, der zu meinen ältesten und am schmerzlichsten beweinten Freunden gehört.

Ach! Tod oder Entfernung haben die meisten dieser Verbindungen gelöst, ohne meine Erinnerungen oder meine Sympathien zu verwischen. Unter den Freunden, die ich nicht aus den Augen zu verlieren brauchte, nenne ich mit besonderm Vergnügen den Capitain von Arpentigny, einen

*) Heinrich Heine hat mir gegen diesen die unglaublichsten Gefühle zugeschrieben. Der Genius hat zuweilen krankhafte Träume.

der frischesten, originellsten und umfassendsten Geister, die es gibt — und Madame Hortense Allart, eine Schriftstellerin von erhabenem Gefühl und sehr poetischer Form, eine sehr gebildete, sehr hübsche und ganz rosige Frau, wie Delatouche sagte; ein kühner, unabhängiger Geist, eine glänzende und ernste Erscheinung; ein Weib, das mit eben so viel Heiterkeit und Ruhe im Verborgnen lebt, wie sie glänzend und anmuthig in der großen Welt erscheinen würde; eine muthige, zärtliche Mutter — ein Weib dem Herzen nach, ein Mann durch ihren starken Geist.

Ich sah auch Pauline Roland, das enthusiastische, edle Gemüth, dies Weib, das die Illusionen eines Kindes und den Charakter eines Helden hatte; dies Weib, das zugleich eine Wahnsinnige, eine Märtyrerin und eine Heilige war!

Ich habe Mickiewicz genannt, der durch seinen Genius Byron gleich stand, und dessen Seele durch begeisterte Vaterlandsliebe und Sittenreinheit zu den schwindelnden Höhen der Extase getragen wurde. Ich habe Lablache genannt, den größten Komiker und vollendetsten Sänger unserer Zeit, der im Privatleben der achtungswertheste Familienvater und der liebenswürdigste Geist ist. Ich habe Soliva genannt, der als Liedercomponist ein großes Talent bewiesen hat; der ein bewundernswürdiger Lehrer, ein edler, würdiger Charakter, ein zugleich heitrer, enthusiastischer und ernster Künstler ist. Endlich habe ich Alkan erwähnt, den berühmten Klavierspieler, der reich ist an frischen, originellen Gedanken, und den wir als gebildeten Musiker und edlen Menschen achten. Was Edgar Quinet betrifft, so ist er allen bekannt, die ihn lesen; aber außer seinem großen

Herzen und seinem weitumfassenden Geist schätzen ihn seine Freunde wegen der Liebenswürdigkeit seines Umgangs und seiner kindlichen Bescheidenheit. Auch den General Pepe habe ich genannt, eine reine heroische Seele, einer jener Charaktere, die uns an Plutarch's Gestalten erinnern. Ich habe aber weder Mazzini noch die andern Freunde genannt, die ich im politischen Leben gefunden habe, weil ich diese Alle erst später kennen lernte.

Uebrigens kam ich schon zu jener Zeit durch meine vielfältigen Verbindungen mit allen Extremen der Gesellschaft zusammen: mit Reichthum und Armuth; mit absolutistischen Gesinnungen und revolutionären Principien. Es interessirte mich, die verschiedenen Triebfedern kennen zu lernen und zu verstehen, die das Menschengeschlecht in Bewegung setzen und über sein Wohl und Wehe entscheiden. Ich beobachtete mit Aufmerksamkeit, ich irrte mich oft und fand zuweilen die rechte Lösung.

Nach den Zweifeln, die meine Jugend trübten, wurde ich von zu viel Illusionen beherrscht, und auf meinen krankhaften Skepticismus folgte ein Uebermaß von Wohlwollen und Unbefangenheit. Tausendmal ließ ich mich durch den Traum einer himmlischen Versöhnung täuschen, mitten im Kampfe der entgegengesetzten Ideen und Kräfte. Ich bin noch immer dieser Thorheit fähig, welche die Folge übermäßiger Herzenswärme ist — und doch sollte ich längst davon geheilt sein, da mein Herz schon so oft geblutet hat!

Das Leben, von dem ich hier erzähle, war dem äußern Schimmer nach so gut, als möglich. Meine Kinder, meine Freunde, meine Arbeiten genossen des klarsten Sonnenscheins

— aber das Leben, das ich nicht erzähle, war mit entsetzlicher Bitterkeit getränkt.

Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, empört über namenlose Ungerechtigkeiten, die mich in meinem Privatleben von allen Seiten überfielen, in das kleine Wäldchen im Garten zu Nohant ging, um zu weinen. Ich kam an die Stelle, wo ich sonst mit meiner Mutter kleine Grotten von Muscheln und Steinen zu bauen pflegte; ich war damals etwa vierzig Jahre alt und fühlte mich damals viel kräftiger, als in meiner Jugend, obwohl ich furchtbaren Nervenleiden unterworfen war. Inmitten meiner düstern Gedanken fiel es mir ein, von den umherliegenden Steinen einen der größten aufzuheben — vielleicht hatte ihn früher meine kleine, kräftige Mutter herbeigetragen. Ich nahm ihn ohne Anstrengung vom Boden auf und ließ ihn voller Verzweiflung wieder fallen, indem ich zu mir selber sagte: „Mein Gott, ich habe vielleicht noch einmal vierzig Jahre zu leben!“

Der Abscheu vor dem Leben, die Sehnsucht nach Ruhe, die ich seit langer Zeit zu überwinden suchte, überfielen mich plötzlich mit fürchterlicher Gewalt. Ich setzte mich auf den Stein und ließ meinen Schmerz in Tränenfluthen ausströmen. Aber zu gleicher Zeit ging eine große Veränderung in mir vor. Auf die Stunden vollkommner Zerknirschung folgten zwei oder drei Stunden des Nachdenkens und nach und nach kehrte eine ruhige Heiterkeit in mich zurück, auf welche mich meine Erinnerung als auf einen Wendepunkt meines Lebens immer wieder hinführt.

Die Resignation liegt nicht in meiner Natur; es ist ein

Zustand dumpfer Trauer und unbestimmter Hoffnung, den ich nicht kenne. Ich habe seine Wirkungen oft bei Andern gesehen, aber ich habe sie niemals selbst empfunden. Wahrscheinlich ist meine Organisation nicht dazu geeignet; um wieder Muth zu fassen, muß ich erst in die äußerste Verzweiflung versinken. Ich muß mir erst sagen: „es ist Alles verloren!“ ehe ich mich entschließe, Alles zu ertragen.

Ich muß selbst gestehen, daß mich das Wort „Resignation“ empört, denn nach der Vorstellung, die ich mir davon mit Recht oder Unrecht mache, ist es eine dumme Trägheit, die sich der unerbittlichen Logik des Unglücks entziehen will; eine Weichlichkeit der Seele, die uns antreibt, unser Heil in egoistischer Weise zu suchen, uns gegen die Schläge der Ungerechtigkeit abzuhärten; immer unthätig zu bleiben, ohne Abscheu vor dem Uebel, das wir ertragen, und also auch ohne Mitleid für die, welche uns damit belasten. Ich glaube, daß alle vollständig resignirten Menschen voller Abscheu sind und voller Verachtung gegen das Menschengeschlecht. Da sie sich niemals bemühen, die Steine abzuwerfen, von denen sie erdrückt werden, sagen sie sich endlich, daß Alles klein ist, und daß sie allein Gottes Kinder sind.*)

Ein anderer Ausweg zeigte sich mir; nämlich Alles ohne Haß und ohne Rachsucht zu ertragen, aber auch Alles im Glauben zu bekämpfen; kein Verlangen, keine Hoffnung auf persönliches Glück in diesem Leben zu hegen, aber für das Glück der Andern viel zu hoffen und zu erstreben.

---

*) Dies war auch so ziemlich Lamennais' Ansicht.

Dies erschien mir wie das einzige, meiner Natur ganz entsprechende Gesetz. Ich vermochte zu leben ohne persönliches Glück, da ich keine persönlichen Leidenschaften hatte.

Aber mein Herz war reich an Zärtlichkeit, und ich fühlte das unabweisliche Verlangen, diesem Triebe zu folgen. Ich mußte lieben oder sterben. Aber lieben, wenn man selbst wenig oder unvollkommen geliebt wird, ist ein Unglück — indessen kann man auch unglücklich leben. Was uns am Leben hindert, ist die Unmöglichkeit, unser Wesen in seiner Eigenthümlichkeit geltend zu machen, oder dasselbe in einer Weise thun zu müssen, die den Bedingungen unserer Existenz zuwider ist.

Angesichts dieses Entschlusses fragte ich mich, ob ich die Kraft haben würde, ihn zu verfolgen. Die Meinung, die ich von mir selber hatte, war nicht groß genug, um mich bis zum Traum der Tugend zu erheben. Ueberdies ist in den Zeiten des Skepticismus, in denen wir leben, ein großes Licht aufgegangen; nämlich die Ueberzeugung, daß die Tugend selbst nur ein Licht ist, eine Klarheit, welche die Seele erfüllt. — Und ich setze in meinem Glauben hinzu: eine Klarheit und eine Hülfe von Gott. Aber mögen wir die Hülfe Gottes anerkennen oder leugnen, die Vernunft sagt uns, daß die Tugend ein glänzendes Resultat von der Erscheinung der Wahrheit im Gewissen ist, und folglich eine Ueberzeugung, welche dem Herzen und dem Willen gebietet.

So löschte ich denn in meinem Innern das hochmüthige Wort „Tugend“ aus, das mich zu sehr an das Alterthum erinnerte, und ich begnügte mich, die Ueberzeugung meines

Herzens zu befragen. Ich sagte mir dabei — und wie ich glaube, mit vollem Recht, — daß wir eine Gewißheit, die uns erfüllt, nicht wieder verlieren, und daß wir, um der Richtung treu zu bleiben, die wir in Anbetracht dieser Gewißheit eingeschlagen haben, nur jedesmal in unser Inneres schauen müssen, so oft der Egoismus sich bemüht, das Licht in unserer Seele zu verlöschen.

Es war nicht zu bezweifeln, daß ich noch oft durch jene thörichte Selbstsucht, welche der menschlichen Natur eigen ist, beunruhigt, verwirrt und gepeinigt werden würde; denn die Seele wacht nicht immer — sie schläft und sie träumt. Aber da ich die Wirklichkeit kannte, das heißt die Unmöglichkeit, durch Egoismus glücklich zu werden, konnte ich auch wiederum nicht daran zweifeln, daß ich die Macht haben würde, meine Seele aufzurütteln und zu erwecken.

Nachdem ich also meine Kräfte und Hülfsmittel mit großer Andacht und mit einem wahren Herzensdrange nach dem Göttlichen erwogen und geprüft hatte, fühlte ich mich sehr beruhigt, und ich habe diese Ruhe für mein ganzes übriges Leben bewahrt. Sie ist zwar nicht ohne Erschütterungen, Störungen und Ermattungen geblieben, denn mein physisches Gleichgewicht brach oft unter den Anstrengungen meines Willens zusammen; aber ich fand sie immer, ohne Unsicherheiten und Schwankungen, im Grunde meines Herzens und in den Gewohnheiten meines Lebens wieder.

Ich fand sie besonders im Gebet. Gebet nenne ich nicht eine Zusammenstellung von Worten, die wir gen Himmel schreien, sondern eine Erhebung der Gedanken zu dem Inbegriff alles Lichts und aller Vollkommenheit.

Unter allen Bitterkeiten, die ich von nun an nicht mehr zu ertragen, sondern zu bekämpfen hatte, gehörten die Leiden meines Stamm-Kranken nicht zu den geringsten.

Chopin verlangte immer nach Nohant und konnte Nohant niemals ertragen. Er war der Mann der Gesellschaft par excellence; nicht der feierlichen und zahlreichen Gesellschaft, aber der kleinen Kreise, der Cirkel von zwanzig Personen; der Stunde, wo sich die Menge verläuft, und wo die Freunde des Hauses sich um den Künstler drängen, um ihm durch liebenswürdige Zudringlichkeit die Schätze seiner Begeisterung zu entlocken. Nur in solcher Umgebung zeigte sich sein ganzes Wesen, sein ganzes Talent, und oft, wenn er sein Auditorium in tiefe Andacht oder in schmerzliche Träume versenkt hatte (denn seine Musik erfüllte die Seele des Zuhörers oft mit entsetzlicher Muthlosigkeit, besonders wenn er improvisirte), schien er plötzlich das Verlangen zu fühlen, sich und Andere von dem schmerzlichen Eindrucke zu befreien. Er wendete sich unbemerkt einem Spiegel zu, ordnete sein Haar und sein Halstuch, und zeigte sich auf ein Mal in ganz veränderter Gestalt; bald als phlegmatischer Engländer, bald als zudringlicher alter Mann, bald als sentimentale, lächerliche Engländerin, bald als schmutzig-geiziger Jude. Es waren immer traurige Gestalten, mochten sie äußerlich noch so komisch erscheinen; aber sie waren so meisterhaft aufgefaßt und wiedergegeben, daß man nicht müde wurde, sie zu bewundern.

Alle die erhabnen, liebenswürdigen oder bizarren Eigenthümlichkeiten seines Wesens machten ihn zur Seele der gewähltesten Kreise. Man riß sich um ihn, im vollen

Sinne des Wortes, und sein edler Charakter, seine Uneigennützigkeit, sein wohlbegründeter Stolz, der frei war von jeder kleinlichen Eitelkeit und von jeder unverschämten Reclame, die Zuverlässigkeit seines Wesens und die ausgezeichnete Feinheit seines Benehmens machten ihn zu einem eben so angenehmen als treuen Freunde.

Wenn ich Chopin diesen vielen Hätscheleien entzogen hätte, um ihn an mein einfaches, einförmiges und immer arbeitsreiches Leben zu fesseln, hätte ich ihm, der auf dem Schooße von Fürstinnen groß geworden war, Alles geraubt, was für ihn das eigentliche Leben ausmachte. Es war freilich nur ein scheinbares Leben — denn wie ein geschminktes Weib seine Schönheit, so legte er Abends, wenn er heimkam, seine Lebendigkeit und sein Feuer ab, um die Nacht in fieberhafter Schlaflosigkeit zu durchquälen — und es lag etwas Aufreibendes und Verzehrendes in dieser Existenz, die freilich wechselvoller und an Eindrücken reicher war, als der beschränkte Verkehr im Kreise einer Familie. In Paris besuchte er jeden Abend mehrere Häuser, oder er wählte sich doch für jeden Abend ein anderes, und er hatte immer zwanzig bis dreißig Salons, die er durch seine Gegenwart entzückte und berauschte.

Chopin war nicht exclusiv in seiner Zuneigung, er war es nur in Bezug auf die Anhänglichkeit, die er von Andern begehrte. Seine Seele, die für jede Schönheit, jede Anmuth, jedes Lächeln empfänglich war, überließ sich jedem Eindrucke mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Es ist wahr, daß er sich noch leichter zurückzog, wie er sich hingab; ein unpassendes Wort, ein doppelsinniges Lächeln ver-

scheuchte ihn sogleich. Er war im Stande, sich an demselben Abend leidenschaftlich in drei Frauen zu verlieben, und wenn er einsam nach Hause ging, dachte er an keine derselben mehr, obwohl er eine jede in der Ueberzeugung zurückgelassen hatte, daß er von ihr allein ganz eingenommen wäre.

In der Freundschaft war er ebenso; er enthusiasmirte sich beim ersten Anblick, wurde bald wieder von Ueberdruß erfüllt, änderte seine Neigungen ohne Unterlaß, und lebte bald in einer übertriebenen Vorliebe, die für den Gegenstand derselben sehr angenehm war, bald in einer geheimen Unzufriedenheit, die seine innigsten Neigungen vergiftete.

Ein Zug, den er mir selbst mitgetheilt hat, beweist, wie wenig das, was er von Andern verlangte, mit dem übereinstimmte, was er in Bezug auf sein Herz gewährte.

Er hatte sich sterblich in die Enkelin eines berühmten Meisters verliebt und war im Begriff, um ihre Hand anzuhalten, obwohl er gleichzeitig mit dem Gedanken umging, in Polen eine andere Heirath zu schließen, und zwar ebenfalls aus Neigung. Seine Ehre war noch nirgend verpfändet und seine bewegliche Seele schwankte von einer Leidenschaft zur andern. Die junge Pariserin war ihm freundlich entgegengekommen, und Alles schien gut zu stehen, als er eines Tages mit einem andern Musiker zu ihr kam, der zu jener Zeit einen größern Ruf in Paris hatte, als mein Freund. Das junge Mädchen gab dem Ersteren einen Stuhl, ohne daß sie daran dachte, Chopin zum Sitzen einzuladen. Er sah sie niemals wieder und vergaß sie sehr schnell.

Und doch war seine Seele weder kraftlos noch kalt. Im Gegentheil, sie war glühend und anhänglich, aber sie konnte

sich nicht ausschließlich und dauernd an eine und dieselbe Persönlichkeit hingeben. Sie überließ sich wechselsweise fünf bis sechs verschiedenen Neigungen, die sich gegenseitig bekämpften und wovon eine nach der andern allen übrigen voranging.

In Chopin waren alle Eigenthümlichkeiten der Künstlernatur vereinigt, und er war sicher nicht dazu geschaffen, lange auf Erden zu leben, denn seine Seele verzehrte sich in einem Verlangen nach dem Idealen, das durch keine philosophische Toleranz und durch kein Erbarmen mit den Schwächen dieser Welt gemildert wurde. Er wollte der Unvollkommenheit der menschlichen Natur niemals Rechnung tragen, gestand der Wirklichkeit keine Rechte zu, und darin lag sowohl sein Unrecht, wie seine Tugend, und seine Größe sowohl, wie sein Elend. Unerbittlich gegen den geringsten Flecken, hatte er einen unermeßlichen Enthusiasmus für das geringste Licht, das seine rege Phantasie so lange vergrößerte, bis er eine Sonne darin zu entdecken glaubte.

Darum war es auch zugleich angenehm und qualvoll, der Gegenstand seiner Vorliebe zu sein, denn er war für jede Klarheit im Uebermaße dankbar, aber bei der geringsten Verfinsterung überhäufte er seine Freunde mit den Ausbrüchen seiner schmerzlichen Enttäuschung.

Man hat gesagt, ich hätte seinen Charakter in einem meiner Romane mit der größten Genauigkeit geschildert. Man hat sich dadurch täuschen lassen, daß man einige seiner Züge zu erkennen glaubte, und ist dann auf diesem bequemen Wege weiter gegangen, der aber eben nur in die Irre führt. Selbst Liszt hat diese falsche Ansicht gläubig aufge-

nommen, wie er in „Chopin's Leben" ausspricht, einem Buche, das in etwas überschwenglichem Style geschrieben, aber voller vortrefflicher Dinge und herrlicher Stellen ist.

Ich habe im Fürsten Karol den Charakter eines Mannes geschildert, der von ganz entschiedenem Wesen und eben so exclusiv in seinen Gefühlen ist, wie in seinen Ansprüchen.

So war Chopin nicht. Die Natur zeichnet nicht wie die Kunst, so realistisch sich diese auch beweisen mag. Die Natur hat Launen und Inconsequenzen, die vielleicht nur scheinbar sind, aber auf zu geheimnißvollen Gesetzen beruhen, um uns verständlich zu werden, und die Kunst muß diese Inconsequenzen ausgleichen, weil sie zu beschränkt ist, um sie wiederzugeben.

Chopin war ein Zusammenfluß solcher prächtigen Widersprüche, wie sie Gott allein zu schaffen und in ihrer eigenthümlichen Logik zu vereinigen vermag. Er war bescheiden aus Grundsatz und sanft aus Gewohnheit, aber er war herrschsüchtig in seinem innersten Wesen und von einem gerechten Stolze erfüllt, der sich selbst nicht kannte. Daraus entstanden dann Leiden, die er nicht begriff und die sich an keinen bestimmten Gegenstand hefteten.

Ueberdies ist der Fürst Karol kein Künstler; er ist ein Träumer, weiter nichts, und da er kein Genie besitzt, hat er keinen Anspruch auf die Rechte des Genius. Er ist also eine mehr wahre als liebenswürdige Gestalt, und er ist so wenig das Abbild eines großen Künstlers, daß Chopin, der jeden Tag das Manuscript auf meinem Schreibtische zu lesen pflegte, niemals in Versuchung kam, sich selbst darin zu suchen, obwohl er so sehr zum Argwohn geneigt war.

Und doch habe ich gehört, daß er es sich später eingebildet haben soll. Einige Personen in seiner Umgebung, die mir feindlich gesinnt waren, sich aber für seine Freunde ausgaben, obwohl sie seine Mörder wurden, indem sie sein leidendes Herz noch tiefer verwundeten, einige dieser Feinde also überredeten ihn, daß der Roman eine Schilderung seines Charakters enthielte. Wahrscheinlich war in dieser Zeit sein Gedächtniß schwach; er hatte den Inhalt des Buches vergessen — ach! warum hat er es nicht wieder gelesen!

Die ganze Geschichte war so wenig die unsrige — sie war eigentlich ganz das Gegentheil, denn unser Verhältniß gab uns weder dieselben Entzückungen, noch dieselben Leiden. Unsere Geschichte hat nichts von einem Romane und der Inhalt unseres Lebens war zu einfach und zu ernst, als daß wir jemals Gelegenheit gehabt hätten, uns mit einander zu streiten. Ich nahm Chopin's Leben vollständig hin, wie es sich außerhalb des meinigen gestaltete, und da ich, außer im Bereiche der Kunst, weder seinen Geschmack, noch seine Ansichten, weder seine politischen Grundsätze, noch seine Auffassung der historischen Thatsachen theilte, unternahm ich es nicht, irgendwie auf eine Aenderung seines Wesens einzuwirken. Ich achtete seine Individualität, sowie ich auch die Delacroix' und aller meiner Freunde achtete, welche einen andern Weg verfolgten, als ich.

Auf der andern Seite beehrte mich Chopin mit einer Freundschaft, die in seinem Leben einzig dasteht. Er war immer derselbe für mich, und wahrscheinlich machte er sich nur wenig Illusionen über mich; deswegen brauchte er mich

bei längerem Zusammenleben auch nicht in seiner Achtung sinken zu lassen, und deshalb blieb die Harmonie unseres Verhältnisses so lange ungestört.

Da er durch sein Festhalten am katholischen Glauben meinen Forschungen, meinen Studien, und folglich auch meinen Ueberzeugungen fremd blieb, sagte er von mir, wie die Mutter Alicia in ihren letzten Lebenstagen:*) „Ach! ich bin doch überzeugt, daß sie Gott von Herzen liebt!“

Wir haben uns also niemals gegenseitig Vorwürfe gemacht, außer ein einziges Mal, und dies war ach! das erste und letzte. Eine so innige Zuneigung mußte gewaltsam zerrissen werden, sie konnte sich nicht in unwürdigen Kämpfen aufreiben.

Aber wenn auch Chopin mir gegenüber die personificirte Anhänglichkeit, Zuvorkommenheit, Anmuth, Güte und Gefälligkeit war, hatte er doch gegen meine Umgebung alle Härten seines Wesens beibehalten. Ihnen gegenüber verrieth sich die Launenhaftigkeit seines Charakters und das Schwanken seiner Seele von liebenswürdiger Güte zu düstern Phantasien in dem schnellsten Wechsel von Vorliebe und Abneigung. Aber er war im höchsten Grade verschlossen über sein inneres Leben, und wenn auch seine Meisterwerke ein geheimnißvoller Ausdruck desselben waren, so hat doch sein Mund niemals von seinen Leiden erzählt. In meiner Häuslichkeit ist wenigstens seine Zurückhaltung sieben Jahre lang

---

*) Diese theure Seele ist den 20. Januar 1855 zu Gott zurückgekehrt.

so groß gewesen, daß ich allein seine Qualen errieth, sie zu mildern und ihren Ausbruch zu verhüten im Stande war.

Ach! warum haben uns nicht äußere Verhältnisse vor dem achten Jahre von einander entfernt!

Meiner Zuneigung war das Wunder, Chopin etwas ruhiger und glücklicher zu machen, nur dadurch gelungen, daß Gott ihm eine etwas bessere Gesundheit verlieh. Aber nach und nach verschlimmerte sich sein Zustand wieder, und ich wußte nicht mehr, welche Mittel ich anwenden sollte, um die wachsende Reizbarkeit seiner Nerven zu mildern. Der Tod seines Freundes, des Doctors Mathuzinsky und der seines eignen Vaters verwundeten ihn tief. Der Katholicismus umgiebt den Tod mit entsetzlichen Schreckbildern; anstatt die reinen Seelen der Geschiedenen in einer bessern Welt aufzusuchen, hatte Chopin die fürchterlichsten Visionen und ich mußte viele Nächte in einem Zimmer neben dem seinigen zubringen und bereit sein, hundertmal von meiner Arbeit aufzustehen, um die Gespenster zu verscheuchen, die ihn sowohl in seinem Schlummer, wie in seiner Schlaflosigkeit quälten. Der Gedanke an seinen eigenen Tod erschien ihm, umgeben von allen abergläubischen Phantasien der slavischen Poesie, und als Pole lebte er unter dem Alpdrucke zahlloser Legenden. Die Gespenster riefen ihn, umringten ihn, und anstatt seinen Vater und seinen Freund in den Strahlen der Glückseligkeit lächeln zu sehen, suchte er ihr Knochenantlitz von dem seinigen zu entfernen, und kämpfte verzweiflungsvoll gegen die Umschlingung ihrer eisigkalten Arme.

Nohant war ihm ganz zuwider geworden. Die ersten Frühlingstage nach seiner Ankunft vermochten wohl noch, ihn zu entzücken, aber so bald er sich an die Arbeit begab, wurde Alles düster um ihn her. Sein Schaffen war ein plötzliches, wunderbares. Er fand, ohne zu suchen; die Melodien entströmten seinen Tasten in vollständiger Klarheit, Fülle und Kraft, oder sie entstanden in ihm, während er spazieren ging, und dann beeilte er sich, sie sich selbst auf dem Instrumente vorzuspielen. Aber nun begann die entsetzlichste Arbeit, der ich jemals beigewohnt habe. Es war eine Reihenfolge von Anstrengungen, Unentschlossenheit und Ungeduld, ein peinliches Suchen nach gewissen Einzelnheiten des Themas, das er in Gedanken trug. Das, was er als ein Ganzes gedacht hatte, analysirte er nun beim Niederschreiben bis in's Geringste, und wenn er sich einbildete, nicht den rechten, klaren Ausdruck zu finden, gerieth er in eine Art von Verzweiflung. Tage lang schloß er sich ein, ging im Zimmer auf und nieder, weinte, zerstampfte seine Federn, wiederholte und veränderte einen Takt wohl hundertmal, schrieb ihn nieder und strich ihn wieder aus, um am folgenden Tage mit gleicher Beharrlichkeit sein peinliches, verzweiflungsvolles Werk fortzusetzen. So brachte er oft sechs Wochen auf einer Seite zu, um sie endlich wieder so zu schreiben, wie sie im ersten Entwurf gewesen war.

Lange Zeit hatte ich so viel Einfluß auf ihn, daß es mir gelang, ihn von vorn herein zur Annahme des ersten Entwurfs zu bestimmen. Aber als er nicht mehr geneigt war, mir zu glauben, warf er mir freundlich vor, daß ich ihn

verzogen hätte und nicht streng genug gegen ihn wäre. Ich versuchte ihn zu zerstreuen, ihm Bewegung zu verschaffen, packte oft meine ganze Gesellschaft in einen Leiterwagen, entriß ihn so wider Willen seiner Todesqual und führte ihn an die Ufer der Creuse. Hier zogen wir dann zwei oder drei Tage lang in Sonnenschein und Regen auf fürchterlichen Wegen einher, und kamen lachend, müde und hungrig auf herrliche Punkte, wo er wieder aufzuleben schien. Die Anstrengung ermattete ihn schon am ersten Tage. Aber er konnte doch schlafen! Und wenn wir nach Nohant zurückkamen, war er neubelebt und gleichsam verjüngt, und nun fand er die Lösung seiner Aufgabe ohne zu große Schwierigkeit. Aber es war nicht immer möglich, ihn von dem Instrumente loszureißen, das viel häufiger seine Qual, als seine Freude war, und nach und nach wurde er verdrießlich, wenn ich ihn störte. Nun mochte ich nicht mehr zureden, denn Chopin im Zorne war fürchterlich, und da er sich mir gegenüber immer beherrschte, war ich oft besorgt, ihn vor innerer Aufregung sterben zu sehen.

Mein Leben, das äußerlich immer heiter und thätig erschien, war innerlich reicher an Schmerzen, als je zuvor. Ich quälte mich, daß ich auch Andern das Glück nicht zu geben vermochte, dem ich für mich selbst entsagt hatte, und ich hatte mehr als eine Ursache zu tiefem Kummer, den ich jedoch immer zu bekämpfen suchte. Chopin's Freundschaft war in traurigen Stunden niemals eine Zuflucht für mich gewesen; er hatte mehr als genug an seinen eigenen Schmerzen zu tragen. Die meinigen würden ihn erdrückt haben, darum hatte er auch nur eine oberflächliche Ahnung

von meinen Leiden, die er durchaus nicht begriff, und er würde Alles, was mich beschäftigte, von einem ganz andern Gesichtspunkte aufgefaßt haben. Meinen besten Trost und meine beste Stütze fand ich in meinem Sohne, der schon in dem Alter war, die ernstesten Sorgen des Lebens mit mir zu theilen, und der mich durch die Gleichmäßigkeit seiner Stimmung, seine frühreife Vernunft und seine nie getrübte Heiterkeit aufrichtete. Wir Beide stimmen nicht in allen Dingen überein, d. h. wir haben nicht dieselben Ansichten über Alles, aber unser Wesen ist sich in mancher Hinsicht gleich, und wir haben oft dieselben Bedürfnisse und Neigungen und denselben Geschmack. Außerdem verbindet uns eine so innige Zärtlichkeit, daß kein Zwist unter uns länger dauert, als der Tag, und gewöhnlich genügt ein ruhiges Sichaussprechen, um ihn zu endigen. Wenn wir also in der Welt der Ideen und Gefühle nicht ganz dieselben Räume bewohnen, sind wir doch durch eine unermeßliche Liebe und ein unbedingtes Vertrauen immer miteinander verbunden.

In Folge seiner letzten Krankheits-Rückfälle war Chopin's Geist außerordentlich verdüstert, und Moritz, der ihn bis dahin zärtlich geliebt hatte, wurde plötzlich wegen einer Kleinigkeit von ihm auf's Tiefste verletzt. Sie umarmten sich zwar im Augenblick nachher, aber in den ruhigen See war ein Sandkorn gefallen und bald rollte Stein auf Stein hernieder. Chopin war oft zornig, ohne den geringsten Grund, oder er war ungerecht, gegen die besten Absichten. Ich sah das Uebel wachsen und sah, wie die Verstimmung sich nach und nach auch über die andern Kinder erstreckte, am seltensten über Solange, die Chopin vorzog, vielleicht nur

deßhalb, weil sie ihn am wenigsten verzogen hatte. Aber übermäßig bitter war seine Stimmung gegen Augustine und selbst gegen Lambert, der das Warum niemals zu finden vermochte. Augustine, die von uns Allen die sanfteste und nachgiebigste war, fühlte sich sehr unglücklich darüber — aber Alles wurde ertragen, bis Moritz, der ewigen Nadelstiche müde, eines Tages erklärte, er würde sich zurückziehn. Das konnte und durfte nicht sein! Aber Chopin wollte mein gerechtes und nothwendiges Einschreiten nicht ertragen, er senkte das Haupt und erklärte: ich hätte ihn nicht mehr lieb.

Welche Blasphemie, nach diesen acht Jahren mütterlicher Hingebung! aber das arme, kranke Herz war sich seines Wahnsinns nicht bewußt. Ich dachte, daß einige Monate in der Ferne die Wunde heilen könnten, und glaubte, daß nach und nach die alte, ruhige Freundschaft, durch die Macht der Erinnerung genährt, wieder aufwachen würde. Aber dann kam die Februar-Revolution und Paris wurde ein unerträglicher Aufenthalt für Chopin, der keine Erschütterung in den socialen Formen zu ertragen vermochte. Obwohl es ihm freistand, nach Polen zurückzukehren, wo er jedenfalls geduldet wäre, hatte er es vorgezogen, zehn Jahre lang von den Seinigen getrennt zu sein, die er anbetete, um nur sein Vaterland nicht umgestaltet zu sehen. Er hatte dort die Tyrannei geflohen, wie er sich jetzt vor der Freiheit flüchtete.

Im März 1848 habe ich ihn einen Augenblick wiedergesehen und habe seine kalte, zitternde Hand gedrückt. Damals hätte ich ihm sagen können: er liebte mich nicht mehr!

aber ich ersparte ihm diese Qual und übergab Alles den Händen der Vorsehung und der Zukunft.

Doch ich sollte ihn nicht wiedersehen; es gab böse Menschen zwischen uns, und die guten Herzen in seiner Umgebung verstanden es nicht, ihn zu behandeln; die frivolen wollten sich lieber nicht in so delikate Sachen mischen, und Gutmann war abwesend. *)

Man hat mir gesagt: Chopin hätte bis ans Ende nach mir verlangt; aber man hat es mir verschwiegen bis an seinen Tod. Auch ihm hat man verschwiegen, daß ich immer bereit war, zu ihm zu eilen. Man hat recht daran gethan, wenn die Erschütterung des Wiedersehens sein Leben um einen Tag, ja nur um eine Stunde abgekürzt hätte. — Ich gehöre nicht zu Denen, die glauben, daß alle Dinge hienieden abgeschlossen werden, hier, wo vielleicht Alles nur eingeleitet und sicherlich nichts beendet wird. Das Erdenleben ist ein Schleier, den Krankheit und Leiden für einige Seelen noch undurchdringlicher machen, den auch die kräftigsten Naturen nur für Augenblicke zu lüften vermögen, und den erst der Tod für Alle zerreißt.

Da ich einen bedeutenden Theil meines Lebens als Krankenwärterin zugebracht habe, ist es mir leicht geworden, die Ermattungen und die Heftigkeit der vom Fieber gepeinigten Seele ohne Verwunderung und besonders ohne Zorn

---

*) Gutmann, sein bester Schüler, der heutzutage selbst ein großer Meister ist und immer eine edle Natur war, mußte sich während Chopin's letzter Krankheit entfernen, und kam erst wieder, um seinen letzten Seufzer zu empfangen.

zu ertragen. Ich habe mich am Krankenbette daran gewöhnt, den freien, gesunden Willen zu erkennen und zu achten, und Alles zu verzeihen, was aus der Verwirrung der Fieberphantasien hervorgeht.

Für meine Jahre des Wachens, der Angst und der Hingebung haben mich Jahre der Zärtlichkeit, des Vertrauens und der Dankbarkeit belohnt, die eine Stunde der Ungerechtigkeit oder des Irrthums vor Gottes Augen nicht auslöschen konnte. Gott hat diese böse Stunde, an deren Leiden ich mich nicht erinnern will, gewiß nicht bestraft, er hat sie nicht einmal gesehen, und ich habe sie ertragen und in dem Heiligthum meiner Gebete überwunden, nicht etwa mit kaltem Stoicismus, sondern mit Thränen des Schmerzes und der Liebe. Und wie ich zu Allen sage, die im Leben oder im Tode von mir geschieden sind: „Seid gesegnet!" so hoffe ich auch im Herzen Derer, welche mir in der letzten Stunde die Augen schließen werden, denselben Segenswunsch zu finden.

Zu der Zeit, als ich Chopin verlor, sah ich auch meinen Bruder in noch viel traurigerer Weise sterben. Seine Vernunft war schon seit einiger Zeit erloschen; die Trunksucht hatte diese schöne Organisation vollständig zerrüttet und zerstört, und zuletzt schwankte sie nur noch vom Blödsinn zur Tollheit. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er sich immer auf's Neue mit mir, mit meinen Kindern, mit seiner eignen Familie und mit allen seinen Freunden entzweit und wieder versöhnt. So lange er noch zu mir kam, suchte ich sein Leben dadurch zu verlängern, daß ich, ohne daß er es wußte, Wasser in den Wein that, der ihm vorgesetzt wurde. Sein Geschmack war so abgestumpft, daß

er es nicht merkte, und wenn er auch die Qualität durch Quantität zu ersetzen suchte, so war doch sein Rausch nicht so schwer und bösartig. Aber ich erreichte nur einen geringen Aufschub seines vollständigen Versinkens, bald konnte er auch im nüchternen Zustande seine Besinnung nicht wiederfinden, und in den letzten Monaten brachte er seine Zeit damit hin, mir zu zürnen und mir die undankbarsten Briefe zu schreiben. Die Februar-Revolution, die er nicht mehr zu begreifen vermochte, von welchem Gesichtspunkte aus er sie auch zu betrachten versuchte, hatte seinen schwankenden Geisteskräften den letzten Stoß versetzt. Anfangs war er ein leidenschaftlicher Republikaner und dann ging es ihm wie vielen Andern, die nicht so wie er Anfälle des Irrsinnes zur Entschuldigung hatten; er fürchtete sich und fing an, sich einzubilden, daß ihm das Volk nach dem Leben trachte. Das Volk — dem er eben so gut, wie ich, durch seine Mutter angehörte und mit dem er viel mehr in der Schenke zusammenlebte, als nöthig gewesen wäre, um mit ihm zu fraternisiren — das Volk wurde sein Schreckgespenst, und er schrieb mir: er wisse aus sichrer Quelle, daß meine politischen Freunde ihn ermorden wollten. Armer Bruder! Kaum war diese Phantasie vorüber, so verfiel er in eine andere, und das ging so fort, bis die kranke Einbildungskraft erstarb und der Erstarrung eines besinnungslosen Todeskampfes Platz machte. Sein Schwiegersohn überlebte ihn nur um wenige Jahre und seine Tochter, die noch jung und hübsch ist, obwohl sie drei Kinder hat, lebt in meiner Nähe in la Châtre. Sie ist ein sanftes, muthiges Wesen, das schon viel gelitten hat und seine

Pflichten niemals versäumen wird. Meine Schwägerin Emilie wohnt auf dem Lande und mir noch näher. Sie ruht aus von den Leiden und Anstrengungen, welche ihr die Verirrung eines geliebten Wesens bereitete; sie ist eine ernste, zuverlässige Freundin, ein rechtschaffner Charakter und ihr Geist ist durch gute Lectüre gebildet.

Auch meine gute Ursula lebt in der kleinen Stadt, in welcher ich so manche Freundschaft, so manche angenehme und dauernde Anhänglichkeit gefunden habe. Aber ach! wie haben Tod und Verbannung in unserm Kreise gewüthet! Duteil, Planet und Néraud sind nicht mehr. Fleury ist vertrieben, wie viele Andere, wegen seiner politischen Meinung, obwohl er nicht einmal die Gelegenheit gehabt hat, etwas gegen die jetzige Regierung zu thun. Ich rede nicht von meinen Freunden aus Paris und aus den übrigen Theilen Frankreichs. Bis zu einem gewissen Grade hat man eine Wüste um mich her geschaffen, und die durch einen Zufall oder ein Wunder dem Proscriptionssystem entgangen sind, das nur zu oft von leidenschaftlichem Haß und kleinlicher, persönlicher Rachsucht mißbraucht wird, leben so wie ich, in ihren sehnsüchtigen Erinnerungen und in ihren Wünschen.

Um noch ein Wort von dem Leben meiner übrigen Jugendfreunde zu sagen, füge ich hinzu, daß die Familie Duvernet noch immer das reizende Landgut bewohnt, wo ich sie in meiner Kindheit kennen lernte. Meine gute Mutter, Madame Decerfz, ist auch in la Châtre und beweint ihre verbannten Kinder. Rollinat wohnt noch immer in Cha=

teauroux und eilt zu uns, sobald er über einen Tag zu gebieten hat.

Es ist ganz natürlich, daß wir nach einem fünfzigjährigen Leben einen Theil der Menschen vermissen, mit denen wir in herzlichem Verkehr standen; aber wir befinden uns jetzt in einer Zeit gewaltsamer moralischer Erschütterungen, die alle Familien in Trauer versetzt haben. Besonders seit einigen Jahren haben die Revolutionen, die immer fürchterliche Tage des Bürgerkrieges nach sich ziehen, alle Interessen gefährden und alle Leidenschaften anstacheln; die Revolutionen, die nach den Krisen des Zornes und des Schmerzes, nach der Verbannung der Einen und nach den Thränen und dem Jammer der Andern noch furchtbare Epidemien herbeizurufen scheinen; die Revolutionen, die große Kriege unvermeidlich machen, und die in ihrer Aufeinanderfolge Seelen zerrütten und Leben zerstören — diese Revolutionen, sage ich, haben Frankreich so zerrissen, daß die eine Hälfte seiner Einwohner die andere beweint.

Was mich selbst betrifft, so habe ich die bittern Verluste dieser letzten Jahre nicht nach Dutzenden, sondern nach Hunderten zu zählen; mein Herz ist ein Kirchhof und wenn ich mich nicht durch eine Art von Schwindel in das Grab hineingezogen fühle, das die Hälfte meines Lebens verschlungen hat, so ist das nur, weil die überirdische Welt, die mit so vielen mir theuren Wesen bevölkert ist, oft so in die Gegenwart hineinragt, daß ich dadurch zu Zeiten vollständig getäuscht werde. Diese Täuschung ist aber nicht ohne einen gewissen ernsten Reiz und mein Geist verkehrt jetzt ebenso häufig mit den Todten, wie mit den Lebenden.

Ihr seid kein eitler Traum, ihr heiligen Verheißungen von einem Himmel, in dem wir uns wiederfinden und wiedererkennen sollen! Dürfen wir auch nicht auf die Glückseligkeit reiner Geister hoffen, und müssen wir im Jenseits immer wieder eine Arbeit, Pflichten und Prüfungen und eine im Verhältniß zu der Unendlichkeit in ihren Kräften und Fähigkeiten beschränkte Organisation erwarten, so ist es uns wenigstens durch Herz und Vernunft erlaubt und geboten, und durch unsere Wünsche verheißen, an eine Folgereihe fortschreitender Existenzen zu glauben. Die Heiligen aller Confessionen, die uns schon aus dem grauen Alterthume zurufen, uns von der Materie zu befreien, um uns in der Hierarchie der himmlischen Geister zu erheben, haben uns nicht getäuscht, und die Grundzüge ihres Glaubens lassen sich mit unsern modernen Ansichten vereinigen. Wir sind jetzt der Meinung, daß, wenn wir unsterblich sind, dies so gedacht werden muß, daß uns unaufhörlich neue Organe verliehen werden, um unser Wesen zu vervollständigen, dem es wahrscheinlich nicht beschieden ist, jemals ein reiner Geist zu werden. So können wir denn die Erde als einen Durchgangspunkt betrachten, und dürfen an ein süßeres Erwachen in der Wiege glauben, die unser droben wartet. Von einem Leben zum andern können wir uns von der Fleischlichkeit befreien, die jetzt unser Geistesleben unterdrückt, und können uns vorbereiten, einen reinern Körper zu empfangen, der den Bedürfnissen der Seele angemessener und nicht so durch Schwachheit und Schmerzen gebeugt ist, wie der menschliche Körper, den wir jetzt zu tragen haben. Und gewiß ist es unser erstes und berechtigtstes und edelstes Verlangen

uns in jenem künftigen Leben bis zu einem gewissen Grade an unser jetziges Dasein erinnern zu können. Es wäre nicht sehr wünschenswerth, uns alle Einzelnheiten, allen Ueberdruß und alle Schmerzen desselben zurückzurufen, denn schon in diesem Leben kann die Erinnerung so peinigend sein, wie ein Alpdrücken, aber die lichtesten, hervorragendsten Punkte unserer heilsamen Prüfungen wiederzusehen, wäre gleichsam ein Lohn, und die Krone der Himmelsfreuden wäre das Wiederfinden unserer Freunde, von denen auch wir erkannt und mit Liebe empfangen würden. O Stunden höchster Freude und unaussprechlicher Empfindung, wenn die Mutter ihr Kind wieder sieht, oder der Freund den würdigen Gegenstand seiner Liebe! Aber wir alle, die wir noch auf Erden sind, wollen uns lieben, mit jener heiligen, innigen Zärtlichkeit, die uns Bürge ist, daß wir an den Ufern der Ewigkeit wieder zusammentreffen mit der Freude einer Familie, die nach langer Pilgerfahrt vereinigt wird.

Im Laufe der Jahre, deren Hauptereignisse ich hier skizzirt habe, hatte ich manchen bittern Schmerz in meiner Seele getragen, von dem zu sprechen — selbst wenn von solchen Leiden gesprochen werden könnte — in diesem Buche ohne allen Nutzen wäre. Es waren unglückselige Ereignisse, die, so zu sagen, meinem eigensten Leben fremd blieben, da sie durch keinen Einfluß meines Wesens zu beseitigen waren, und nicht durch die Anziehungskraft meiner Individualität zu mir herangezogen wurden. In gewisser Beziehung sind wir selbst die Schöpfer unseres Schicksals und in anderer Beziehung müssen wir es wieder so annehmen, wie es uns durch Andere gegeben wird.

Von meiner Existenz habe ich Alles erzählt oder angedeutet, was durch meinen Willen hervorgebracht, oder durch meine Neigungen und Bedürfnisse herangezogen wurde. Ich habe gesagt, wohin ich durch die Nothwendigkeit meiner eigenen Organisation geführt wurde, und wie ich ihre Entwickelungsstufen ertragen oder überwunden habe; das ist Alles, was ich sagen durfte und wollte. Aber der tödtliche Kummer, den die nothwendigen Einflüsse anderer Organisationen über mich verhängten, gehört in die Geschichte des geheimen Märtyrerthums, dem wir Alle unterworfen sind, bald im öffentlichen Leben, bald im Privatleben, — ein Märtyrerthum, das wir Alle stillschweigend tragen müssen.

Die Dinge, von denen ich nicht spreche, sind also die, welche ich nicht entschuldigen kann, da ich sie mir selbst noch nicht zu erklären vermag. Wenn ich in irgend einem Verhältnisse eine Schuld begangen habe, mag sie meiner Eigenliebe auch noch so gering erscheinen, so genügt mir die Erinnerung daran, um mir jedes Unrecht zu erklären, das man mir zugefügt hat, und um mich zur Verzeihung desselben zu führen. Aber wo meine rückhaltlose, freudige Hingebung plötzlich mit Undank und Abneigung vergolten wurde; wo meine zärtlichste Sorgfalt plötzlich an einem unerforschlichen Einflusse scheiterte; wo ich unvermögend war, die fürchterlichen Zufälle des Lebens zu begreifen, die ich nicht als göttliche Fügung erkennen, sondern als eine Folge der Verirrungen unseres Jahrhunderts und des socialen Skepticismus ansehen mußte, flüchte ich mich in jene Ergebung unter Gottes Willen, ohne welche wir den Höchsten weder lieben, noch ihm vertrauen könnten.

Denn hier ist's, wo sich uns immer auf's Neue die schreckliche Frage aufdrängt, warum Gott, der den Menschen als ein der Vervollkommnung fähiges Wesen schuf, das im Stande ist, das Schöne und Gute zu begreifen, diese Vervollkommnung eine so langsam fortschreitende sein ließ, und das Festhalten am Guten und Schönen so sehr erschwerte?

Aus dem Munde aller weisen Denker hören wir die Antwort: die Langsamkeit des Fortschritts, die euch quält, ist in der unendlichen Dauer des allgemeinen Daseins nicht bemerklich. Der, welcher in der Ewigkeit lebt, mißt keine Zeit, und ihr, die ihr nur eine schwache Ahnung der Ewigkeit habt, ihr laßt euch durch die peinigende Empfindung der Zeitdauer erdrücken.

Ja gewiß, die Aufeinanderfolge unserer verbitterten, wechselvollen Tage drückt uns nieder, und wendet gegen unsern Willen die Seele von der heitern Betrachtung des Ewigen ab. Wir brauchen nicht zu sehr über diese Schwäche zu erröthen, denn ihr Quell entspringt aus der Tiefe unserer Empfindung. Der leidende Zustand der menschlichen Gesellschaft und das peinliche Streben unserer Civilisation macht, daß die Empfindung, diese Schwäche vielleicht, die beste von unsern Kräften wird, denn sie ist der ewige Schmerz unseres Herzens und das Sittengesetz unseres Lebens. Wer mit vollkommener Ruhe und Kraft und ohne zu leiden die Schicksalsschläge, die ihn treffen, zu tragen vermöchte, wäre nicht auf dem Wege der wahren Weisheit, denn er hätte gar keinen Grund, nicht mit demselben grausamen und brutalen Stoicismus die Wunden zu betrachten, an denen seine

Mitmenschen weinend verbluten. Darum wollen wir uns des Leidens bewußt werden, und wollen klagen, so oft unsere Klage von Nutzen ist. Ist sie es nicht, so mögen wir schweigen und nur im Geheimen weinen. Gott, der unsere Thränen sieht, ohne daß wir es wissen, und der sie in seiner ungetrübten, heitern Ruhe nicht zu beachten scheint, hat uns die Fähigkeit des Leidens gegeben, um uns zu lehren, daß wir Andern keine Leiden verursachen sollen.

Wie die physische Welt, die wir bewohnen, sich unter dem Einflusse vulkanischer Erschütterungen, unter Stürmen und Regengüssen gebildet und behauptet hat, bis sie den Bedürfnissen des physischen Menschen angemessen war, so wird sich die geistige Welt, in der wir leiden, unter den Einwirkungen unserer glühenden Wünsche und unserer heiligen Thränen bilden und befruchten, bis auch sie den Bedürfnissen des Geistigen im Menschen angemessen ist. Unsere Tage verfließen und vergehen im Schooße dieser Stürme; sie sind fürchterlich und unfruchtbar, wenn wir des Vertrauens und der Hoffnung ermangeln. Aber werden sie durch den Glauben an Gott erleuchtet und durch die Liebe für das Menschengeschlecht erwärmt, so sind sie in Demuth zu tragen und so zu sagen, von süßer Bitterkeit erfüllt.

Unterstützt durch diese einfachen Begriffe (die sich doch so schwer in mir zu Ueberzeugungen befestigten, weil mein Gerechtigkeitsgefühl in der Jugend durch ein Uebermaß von Empfindung getrübt wurde), verlebte ich das Ende der Lebensperiode, von der ich hier erzähle, ohne zu oft zu vergessen, daß ich gelobt hatte, meine Persönlichkeit vollständig

zum Opfer zu bringen. Wenn dieselbe zuweilen sich voller Unzufriedenheit in mir regte, sich um kleine Dinge sorgte oder zu eifrig nach Ruhm begehrte, wußte ich sie doch immer ohne zu große Mühe zurückzuweisen, wenn die Gelegenheit zu einem nützlichen Thun mir den vollen Gebrauch meiner innern Fähigkeiten gab. Wenn ich nicht im Besitz der Tugend war, so hoffe ich doch, daß ich mich auf dem Wege befand und noch befinde, der zur Erreichung derselben führt. Ich war keine diamantene Natur und habe nicht für Heilige geschrieben; aber Alle, die schwach, wie ich, und von der Liebe zu einem reinen Ideal erfüllt, die Dornenhecken des Lebens durchschreiten möchten, ohne zu tief davon verletzt zu werden, können in meiner geringen Erfahrung einige Hülfe finden und einigen Trost, indem sie sehen, daß ihre Leiden von einem Wesen erkannt und getheilt werden, das ihnen zuruft: „Lasset uns einander helfen und stützen, damit wir nicht in Verzweiflung versinken!“

Und doch scheint es uns, als strömte das Jahrhundert, das große traurige Jahrhundert, in dem wir leben, ohne bestimmte Richtung und am Rande eines Abgrundes dahin, und ich höre Stimmen, die mir sagen: „Wohin gehen wir? was habt Ihr entdeckt, die Ihr den Horizont so eifrig betrachtet? Sind wir im Schooße der fallenden oder der steigenden Wellen? werden wir an die Küsten des gelobten Landes getragen, oder fortgerissen in den Schlund des Chaos?“

Ich bin nicht im Stande auf diesen Schrei der Verzweiflung zu antworten, denn ich bin nicht von prophetischem Lichte erleuchtet, und auch die gewissenhaftesten Be=

rechnungen derer, die sich auf die Gesetze des politischen, ökonomischen und commerciellen Lebens stützen, werden immerfort durch das Unvorhergesehene widerlegt. Das Unvorhergesehene ist das bald wohlthätige, bald zerstörende Einschreiten des Genius der Menschheit, der bald unsere materiellen Interessen der geistigen Größe opfert, bald die geistige Größe für materiellen Fortschritt vernachlässigt.

Es ist freilich wahr, daß die eifrige, ängstliche Sorge für materielle Interessen den gegenwärtigen Augenblick beherrscht. Nach großen Krisen sind diese Sorgen erklärlich, und dies „rette sich, wer kann" der bedrohten Individualität ist, wenn auch nicht ruhmwürdig, doch wenigstens berechtigt. Darum wollen wir uns nicht zu sehr erzürnen, denn Alles, was auch nicht danach strebt, einem gemeinsamen, providentiellen Zwecke zu dienen, muß sich doch den Zwecken der Vorsehung beugen. Es ist klar, daß der Arbeiter, der da sagt: „Vor Allem und trotz Allem verlange ich Arbeit!" nur die Bedürfnisse des Augenblicks, in dem er lebt, vor Augen hat; aber der Ernst der Arbeit führt ihn zum Begriff der Würde und zum Erringen der Unabhängigkeit — und so ist es mit allen Arbeitern auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft. Ueberall sucht sich die Industrie von jeder Art von Knechtschaft frei zu machen und die Stellung einer Macht zu erringen; späterhin wird sie sich vielleicht, durch brüderliche Association, eine sittliche und rechtliche Grundlage erringen.

Dieser Augenblick ist's, den unsere Ahnungen erwarten, und wir fragen uns dabei, ob auf den vergänglichen Glanz der letzten Throne die europäische Civilisation aristokratische

oder demokratische Republiken folgen lassen wird? Hier stehen wir am Rande des Abgrundes, überall Verwirrung, oder Kampf um Einzelinteressen. Wer nur eine Stunde lang römische Luft geathmet hat, sieht, daß der Schlußstein am Gewölbe der alten Welt so nahe ist, sich vom Ganzen loszulösen, daß er glauben möchte, schon das Zittern der Erde zu fühlen, die von dem vulkanischen Ausbruch der menschlichen Leidenschaften erschüttert wird!

Aber wie mag der Ausgang sein? Und über welche glühende Lava oder über welchen Moder und Schutt sollen wir schreiten? Was kümmert euch das? Die Menschheit sucht sich zu nivelliren, sie will es, sie muß es und sie wird es thun. Gott steht ihr bei und wird ihr immer beistehen, durch die unsichtbare Macht, die aus den Eigenschaften der menschlichen Stärke und aus der Ahnung des göttlichen Ideals hervorgeht. Ach! wie mancher gewaltige Zufall wird ihre Anstrengungen lähmen — das dürfen wir nicht verkennen und darauf müssen wir uns im Voraus gefaßt machen. Aber warum sollten wir das allgemeine Leben nicht so ansehen, wie wir unser individuelles Dasein betrachten? Viel Mühe und Schmerzen, ein wenig Hoffnung und Freude: sollte das Leben des Jahrhunderts nicht denselben Gesetzen unterworfen sein, wie das des einzelnen Menschen? Und wem von uns Allen wäre es jemals gelungen, eine vollständige Erfüllung seiner guten oder bösen Wünsche zu erreichen?

Darum wollen wir nicht, wie thörichte Auguren, den Schlüssel der menschlichen Geschicke in irgendwelcher Reihenfolge von Thatsachen suchen. Diese Sorgen sind eitel und

diese Commentare sind überflüssig. Ich glaube nicht, daß eine Weissagung, ein Errathen der Zukunft das Ziel unserer Weisheit sein kann; was wir zu thun haben, ist, unsere Vernunft aufzuklären, das sociale Problem zu erforschen und uns durch dies Studium zu beleben, indem wir es durch ein frommes, erhabenes Gefühl zu heiligen suchen. O, Louis Blanc! Es ist die Arbeit Deines Lebens, die wir vor Augen haben sollten. Inmitten der kampferfüllten Tage, die Dich zu einem Verbannten, einem Märtyrer machen, suchst Du in der Geschichte der Menschen unserer Zeit den Geist und den Willen der Vorsehung zu entdecken. Fähiger als Alle, die Ursachen der Revolutionen nachzuweisen, bist Du noch fähiger, ihr Ziel zu erkennen und anzudeuten. Darin liegt das Geheimniß Deiner Beredsamkeit und das heilige Feuer Deiner Kunst; Deine Schriften gehören zu denen, die wir lesen, um die Thatsachen zu erkennen, und die uns zwingen, diese Thatsachen durch die Begeisterung für das Rechte und den Enthusiasmus für das ewig Wahre zu beherrschen.

Und auch Ihr, Henri Martin, Michelet, Edgar Quinet, Ihr erhebt unsere Seele, wenn Ihr uns die Thatsachen der Geschichte vor Augen führt, und Ihr zeigt uns die Vergangenheit, um uns zu den Ideen zu führen, die uns in der Zukunft leiten und regieren sollen.

Und auch Du, Lamartine, obwohl Du unserer Ansicht nach zu fest an der Civilisation hängst, die ihre Zeit durchlebt hat, auch Du schmückst unsere Zukunft durch den Reiz und den Reichthum Deines Talentes!

Daß Jeder sich für die Zukunft bereite, ist also eine

Aufgabe der Menschen, die in der Gegenwart verhindert werden, sich in der Gemeinschaft mit Allen dazu vorzubereiten. Gewiß ist die Erziehung des öffentlichen Lebens im Reiche der Freiheit viel wirksamer und vollständiger; die eifrigen oder friedlichen Verhandlungen der Klubs und die Discussionen, Angriffe und Vertheidigungen im Forum können die Menge rasch auf den rechten Weg führen, wenn sie sie nicht, was auch zuweilen geschieht, in die Irre leiten; aber die Nationen sind nicht verloren, weil sie sich besinnen und nachdenken, und die Erziehung der Völker schreitet fort, wie auch immer die Gestalt der Tagespolitik sein mag.

Im Allgemeinen müssen wir erkennen, daß unser Jahrhundert, obwohl von Krankheit bedrückt, dennoch ein großes ist, und wenn die Männer des Tages nicht so große Thaten vollbringen, wie unsere Väter zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, so können sie doch noch größere Dinge träumen, denken und vorbereiten — sie fühlen wenigstens, daß sie es müssen.

Auch wir haben zwar unsere Augenblicke der Ermattung und der Verzweiflung, wo es uns vorkommt, als ginge die Welt im Irrsinn zum Kultus der Götzen zurück, die Roms Untergang herbeiführten. Aber wenn wir unsere Herzen prüfen, finden wir sie von Liebe und Unschuld erfüllt, wie in den Tagen unserer Kindheit. Wohlan! so wollen wir denn Alle in uns gehen und uns einander darauf aufmerksam machen, daß wir nicht die Aufgabe haben, die Geheimnisse des Himmels im Buch der Zeiten zu entdecken, sondern daß wir uns hüten sollen, seine Lehren ungenutzt in unseren Seelen ersterben zu lassen.

Schluß.

Ich hatte in dieser ganzen Periode meines Lebens kein Glück besessen — es giebt für Niemand Glück; denn diese Welt ist nicht für eine dauernde Befriedigung geschaffen.

Aber ich hatte glückliche Augenblicke gehabt, das heißt, mancherlei Freuden in der Mutterliebe, in der Freundschaft, im Denken und im Träumen. Und das war genug, um dem Himmel zu danken, denn mir waren die einzigen Genüsse zu Theil geworden, nach denen ich dürstete.

Als ich die Erzählung begann, die ich jetzt schließe, war ich von tieferen Schmerzen erfüllt, als die sind, von denen ich gesprochen habe. Aber dennoch war ich ruhig und Herrin meines Willens, fühlte mein Gewissen so stark und gesund, meinen Glauben so fest, daß ich es wagen durfte, das Gewirr meiner Erinnerungen, die sich anfangs in tausend vielfarbigen Facetten zeigten, zu betrachten, um sie zu ordnen und um das wahre Licht zu finden, in welchem sie fortan meinen Blicken erscheinen sollten.

Jetzt, wo ich im Begriff bin die Geschichte meines Lebens zu schließen, das heißt sieben Jahre, nachdem ich das erste Blatt derselben schrieb, hat mich wieder ein furchtbares persönliches Unglück betroffen. Mein Leben, das zweimal — 1847 und 1855 — in seinem innersten Wesen erschüttert wurde, hat dennoch der Anziehungskraft des Grabes widerstanden und mein Herz, das zweimal gebrochen und hundertfältig verwundet ist, hat sich von der Qual des Zweifels frei zu halten gewußt.

Soll ich diese Siege des Glaubens der Kraft meiner Vernunft oder meines Willens zuschreiben? Nein, in mir ist nur das eine stark, das Bedürfniß zu lieben.

Aber mir ist Hülfe verliehen und ich habe sie nicht verkannt und nicht zurückgestoßen.

Diese Hülfe hat mir Gott gesendet; aber er hat sich mir nicht durch Wunder zu erkennen gegeben. Wir armen Sterblichen sind derselben nicht würdig; wir wären nicht im Stande sie zu ertragen und unsere schwache Vernunft unterliegt, sobald wir nur das Angesicht der Engel im feurigen Nimbus der Gottheit zu erblicken glauben. Aber die Gnade ist zu mir gekommen, wie sie zu allen Menschen kommt, wie sie zu ihnen kommen kann und muß, durch die gegenseitige Lehre der Wahrheit. Erst Leibnitz, dann Lamennais, dann Lessing, dann Herder von Quinet erklärt, dann Pierre Leroux, dann Jean Reynaud und endlich abermals Leibnitz, das waren die bedeutendsten Wegweiser, die es mir möglich machten, ohne zu große Unsicherheit meinen Weg durch das Gebiet der modernen Philosophie zu verfolgen. Ich habe das Licht dieser großen Geister nicht gleichmäßig in mich aufzunehmen vermocht; ich habe selbst nicht Alles festgehalten, was ich in gewissen Momenten in mich aufgenommen hatte. Dies wird mir besonders klar, wenn ich sehe, wie nach einer gewissen Entfernung von den verschiedenen Uebergangsperioden meines inneren Lebens, diese großen Quellen der Wahrheit zusammenströmen, so daß ich zuweilen meine, das Band gefunden zu haben, das sie trotz aller Verschiedenheit mit einander vereinigt. Aber in einer Lehre voll idealistischer Reinheit und erhabener Empfindung,

in der Lehre Jesu sind sie alle in ihren Hauptpunkten enthalten und stehen damit über den Abgründen der Zeit. Jemehr wir die großen Offenbarungen des Genius erforschen, um so mehr wächst die himmlische Offenbarung des Herzens im Lichte der Lehre des Evangeliums.

Vielleicht ist dieser Ausspruch nicht ganz im Geiste meines Jahrhunderts, denn unsere Zeit verfolgt im Augenblicke eine andere Richtung. Was liegt daran — die Zeit wird kommen!

Die *Erde* von Pierre Leroux, der *Himmel* von Jean Reynaud, das *Universum* von Leibnitz, die *Liebe* von Lamennais, sie alle erheben sich zum Gotte Jesu und wer sie zu lesen vermag, ohne sich zu sehr an die Subtilitäten der Metaphysik zu halten und ohne sich mit dem Panzer der verschiedenen Systeme zu belasten, wird aus ihrem strahlenden Glanze klarer, gefühlvoller, liebender und weiser hervorgehen. In dieser Welt, wo Nichts zum absoluten Abschluß kommt, gewährt uns die Weisheit jedes dieser Lehrer Hülfe und Nutzen. Als ich mit der Jugend meiner Zeit das Bleigewicht religiöser Mysterien abzuschütteln suchte, erschien Lamennais im rechten Augenblicke, um das Allerheiligste des Tempels zu stützen. Als wir erzürnt über die Septembergesetze wieder im Begriff waren, das verschonte Heiligthum einzureißen, kam Leroux, uns mit geistvoller erhabener Beredsamkeit das Reich Gottes auf der Erde zu verheißen, die wir verfluchten. Und als wir in unseren Tagen abermals verzweifelten, zeigte sich der große Reynaud noch größer als bisher und erschloß uns im Namen des Wissens und des Glaubens, in Leibnitz und in Jesu Namen,

die Unendlichkeit der Welten, wie eine Heimath, die unser wartet.

Ich habe die göttliche Hülfe genannt, die mir durch Vermittlung der größten Geister des Menschengeschlechts zu Theil geworden ist; ich will endlich noch die ebenfalls göttliche Hülfe erwähnen, die mir durch das Leben des Herzens gegeben ist.

Gesegnet sei die kindliche Liebe, die alle Regungen meiner mütterlichen Zärtlichkeit erwiedert hat; gesegnet sei die Freundschaft treuer, durch Leiden bewährter Herzen, die mir täglich die Aufgabe theurer machen, mit ihnen und für sie zu leben!

Auch Du sei gesegnet, lieber kleiner Engel, den der Tod meinen Armen und meiner unaussprechlichen Zärtlichkeit entrissen hat! Angebetetes Kind, Du hast Dich im Himmel der Liebe mit dem Knaben vereint, den Marie Dorval betrauerte — Marie Dorval ist an ihrem Schmerze gestorben — doch ach! ich habe den meinigen überlebt!

Und so laß mich denn klagen und danken, mein Gott! Denn der Schmerz ist das Feuer, in dem die Liebe sich läutert, und da ich noch von Einigen wahrhaft geliebt werde, darf ich nicht niedersinken auf dem Wege, den die Pflicht gegen Alle uns zu verfolgen befiehlt.

Den 14. Juni 1855.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Sand, George,

Geschichte meines Lebens

Bd.: 12

Leipzig 1855